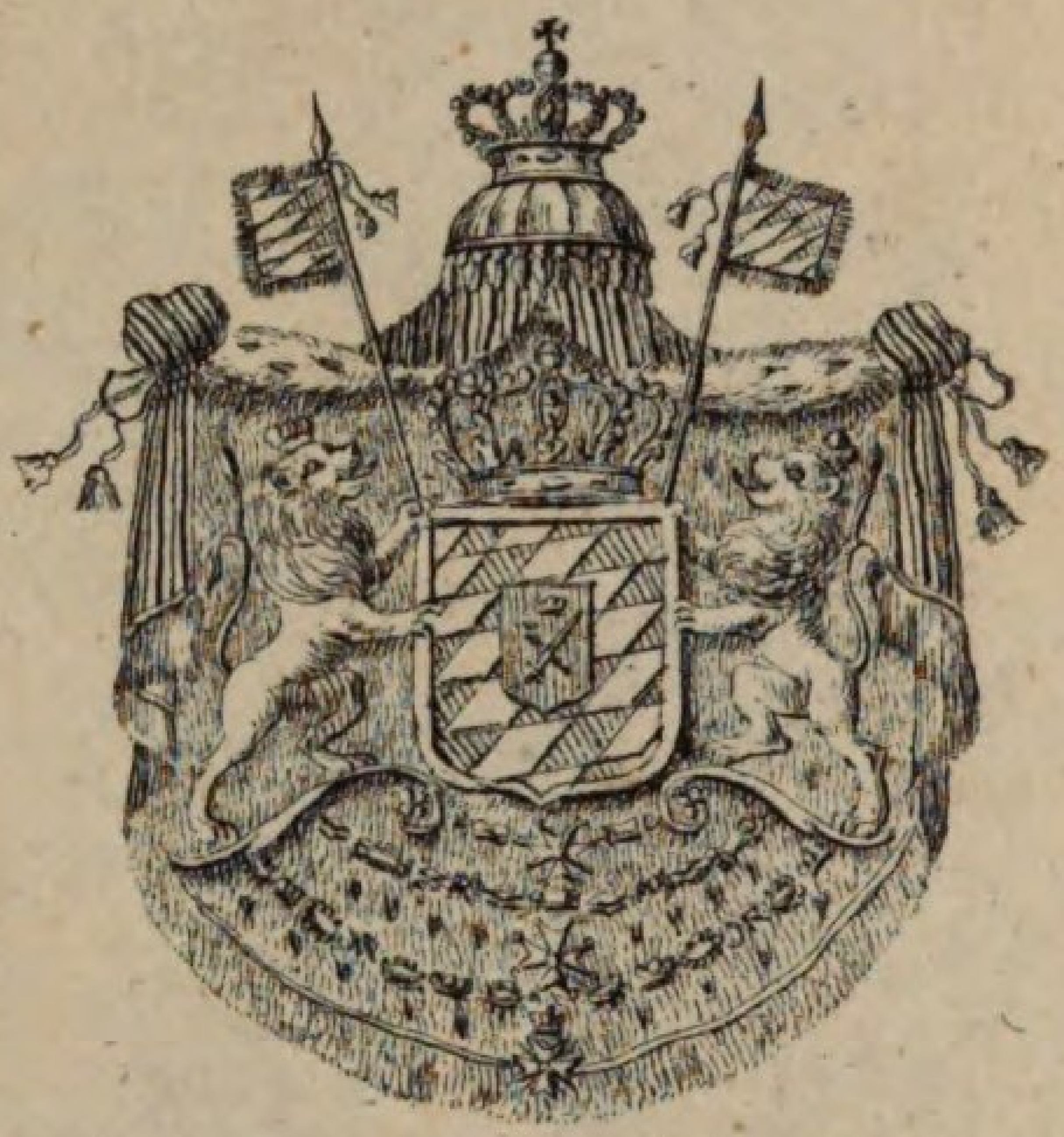
eleg. g.
281 f.

Nicolai



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

139: Stücks – Roman
Roman in Briefen + 158.
(146):
160: hist. Roman.
60/1
6415

Versuch
einer
Theorie des Romans.

Kritisch-philosophisch behandelt

von

Carl Nicolai.

In zwei Theilen.

Erster Theil.

Quedlinburg und Leipzig,
bei Gottfried Basse.
1819.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Der Verfasser ist zu bescheiden, zu wenig anmaßend, als daß er dahin sich aufwerfen wollte, eine Theorie des Romans als doctrinelle Lehre für denselben unter den Druck geben zu wollen. Bescheidenheit, welche jeden Menschen, auch den Recenseaten ziert, ist dem Verfasser dieser Schrift nicht fremd, und er wünscht nichts mehr, als daß das, was er über das Romanenwesen gesagt hat, einigen Eindruck auf Romanendichter und Romanenleser machen möge.

Aber es ist ein bemerkenswerther Unterschied zwischen schriftstellerischer Bescheidenheit und schriftstellerischer Schüchternheit; die entgegengesetzten Enden von beiden sind Anmaßung und Unverschämtheit, deren Quellen Eigendünkel, Selbstgefälligkeit

und ein Verliebtseyn in eigne Ideen, wodurch ein Idiotism, eine Monotonie des Dichters bald sichtbar wird. Die Eigenthümlichkeit der Ideen Andern aufdringen zu lassen, hält schwer, und ist beinahe ein Zwangsgesetz der zeitigen Lesewelt; aber daß sie schnell, überraschend schnell in den Ideen und Phantasieen des Dichters sich wieder auffinde, diesen feinen Faden der Harmonie der Menschengeschlechter im Roman glücklich und treffend aufzufinden, das ist Kunst. Nur dann kann er auch in der, wie man es eigentlich nennen muß, erhöheten Allgemeinheit der Leser nur ansprechend seyn.

Der Roman, diese Lectüre, welche seit langen Zeiten die gangbarste gewesen, und welcher viele Schriftsteller und Schriftstellerinnen beschäftigt, verdient wohl, genau in seiner Gestaltung geprüft zu werden, weil dieser Theil der Lectüre einflußreich auf das Volk ist, und die rückwirkende Kraft in der Allgemeinheit selbst auf die Volkserziehung einflußreich ist. — Aus diesem Gesichtspunkte besonders hat der Verfasser nach vieljährigen scharfen Prüfungen diesen Versuch einer Theorie des Romans entworfen, und glaubt dadurch nicht unwill=

kommen in der wissenschaftlichen Welt zu erscheinen. Freilich können bei dem ungeheuren Spielraum der Romane die gegebenen Ansichten nur Andeutungen seyn, und es wird auch nicht an Kritikern fehlen, welche dieses und jenes tadeln und als parador annehmen werden; allein er ist zufrieden, wenn man ihm, wovon er überzeugt seyn darf, zugestehen muß, daß er einige neue Kritiken der Theorie des Romans aufgestellt habe.

Das Feld phantastischer Erfindung und Ausspinnung der Ideen ist reichhaltiger, als das Feld der That, der Handlung; in jenem Felde müssen fast noch strengere Gränzen gesetzt werden, als in diesem, weil das Ausschweifen der Phantasie ansteckend ist, wie das Fieber, und auch zum Ausschweifen der Handlung führen kann. Daher ist der Roman, wenn er entzündet, ohne zu erwärmen, wenn er empothebt, ohne Kraft zu geben, wenn er nur lüstern macht, ohne zu veredeln, wenn er nur unterhält, um lockere Ideen und Anreizungen zurück zu lassen, wohl zu prüfen und vor den Richterstuhl der Kritik zu ziehen. Er ist, was man sagt à l'ordre du jour, und wird es in die-

sen romanenhaften Jahrhunderten auch wohl bleiben; allein, ihm eine moralische Deutung zu geben, und ein Geringes dazu beizutragen, den Aufschwung der Literatur zu befördern, sey es erlaubt, über den Roman und dessen Gestaltung sich ausbreiten zu dürfen.

Manche Romanendichter werden die Nase rümpfen, wenn sie einige scharfe Bemerkungen hören; aber, meine Herren! lesen Sie so etwa einen Lessing, Eschenburg, Eberhard, Sulzer, nebenbei auch die nicht zu verachtenden französischen Beurtheiler des Romans, und das Vorurtheil gegen eine vorlaute Meinung wird sich heben. Durch Bescheidenheit wird die Welt regiert. Anmaßung ohne Beweis und Grund stößt Jeden zurück.

Halberstadt, im August 1818.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	3
Geschichte des Romans	25
Der Zweck des Romans	59
Etwas über die Tendenz	64
Das Charakteristische des National-Romans .	72
Allgemeine Warnungen für angehende Romanendichter	93
Der Plan, oder der Entwurf des Romans .	102
Ueber den Charakter, und dessen Feststellung .	107
Wahl des Titels	116
Die Episode	130
Der Schäfer-Roman	139

Seite

Legenden und Mährchen 144
Der Roman in Briefen 146
Der historische Roman 160
Der Ritter-Roman 168
Der satyrische Roman 183
Schwänke 191
Der Roman aus der jetzigen Welt 197

Theorie des Romans.

Erster Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung.

Das Wort „Roman" ist ursprünglich mit dem Worte „Romanze" gleichbedeutend, und stammt her von dem Romanischen, oder dem verdorbenen Latein, worin die provençalischen Dichter ihre poetischen Ergießungen niederschrieben. Als die Nacht finsterer Jahrhunderte schwand, und das Licht des Tages das Streben der Menschen nach geistiger Ausbildung wieder belebte, unterschied man Romanze und Roman dadurch, daß jene dem Versbau, dieser der freien Prose angehörte. In Deutschland haben bei den Gelehrten die Romanendichter nicht besondern Beifall gefunden, und doch sind sie die viel gelesensten. Man könnte bei diesem Erfolge wohl sagen: vox populi, vox Dei! Sulzer (allgemeine Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, 4ter Theil pag. 122.) würdigt den Roman selbst nicht einmal einer An-

führung, sondern läßt nur über romanhaft sich dahin aus: „Man nennt nur eigentlich dasjenige so, was in dem Inhalte, Ton oder Ausdruck den Charakter hat, der in den ehemaligen Romanen herrschend war, wie das Abentheuerliche, Verstiegene in Handlungen, in Begebenheiten und in den Empfindungen. Das Natürliche ist ungefähr das Entgegengesetzte des Romanhaften. Da sich in unsern Zeiten der Charakter der Romane selbst dem natürlichen Charakter der wahren Geschichte immer mehr nähert, und unsere Schriftsteller immer mehr es sich zur Regel machen, ihren Geschmack nach den Alten zu bilden, die sich, wenigstens in den schönen Zeiten des Geschmacks, noch nicht in das Romanhafte verstiegen hatten: so ist auch zu erwarten, daß es sich allmählig unter uns gänzlich verlieren werde; es sey denn, daß man es zum Scherz in der possierlichen Art beibehalte."

Man kann wohl schwerlich mit Sulzer in dieser Beurtheilung des Romans und des Romanhaften einverstanden seyn. Will er den Roman zu der erzählenden Geschichte der Verflechtungen der Menschen und ihres Treibens unter einander herabziehn, so ist der Roman nur zu gewöhnliche Prose, Postille, Klatschgeschichte. Wenn der Roman denn die zwangloseste Schöpfung dichterischer Phantasie ist, und zu

dieser Kathegorie gehört, so gebührt sich es auch für einen Romanendichter, daß er bei dem Verflechten seiner handelnden Personen sie nicht aus dem gewöhnlichen Leben entnehme; vermag er es nicht, seine Personen in verschönter, idealer Natur, mag es im Bösen, im Intriguanten, oder im Liebelnden, Süßen, Edeln und Großen seyn, darzustellen, so geht seine Arbeit am Schwelle der Erinnerung an der Pforte der Zeit im Strome vorüber; kommt der Roman zu der natürlichen, gemeinen Wahrheit des Lebens zurück, so wird er eben so gemein, als das gemeine Leben. In dem Reiche des Idealen muß die verschönerte, veredelte Natur walten.

Behutsamer und gefälliger geht Eschenburg mit der Beurtheilung der Romane um. Er urtheilt darüber (Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste, pag. 225): „Seiner äußern Form nach würde man den Roman zu den historischen Gattungen der Prose rechnen müssen, wenn das Wesen dieser bloß in der unmetrischen Form zu setzen wäre. Auch könnte die, solchen erzählenden Werken eigne Erdichtung uns noch nicht berechtigen, ihnen eine Stelle unter den Dichtungsarten anzuweisen, wenn sie nicht durch mehrere wesentliche Eigenschaften diesen Rang verdienten, den sie auch schon in ihrer frühern Entstehung behaupteten. Denn bei den Alten

waren dergleichen Erzählungen, die, ihrer innern Beschaffenheit nach, einen völlig romantischen Charakter haben, nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Einkleidung nach, wahre Gedichte; und auch jetzt noch gränzen sie, mehrerer Verschiedenheit ungeachtet, nahe genug an die epische Dichtungsart, um auf die Theorie dieser letztern sogleich die ihrige folgen zu lassen."

Ueber den Roman ist nachzulesen: de l'usage des Romans, par Gordon de Percel; — v. Blankenburgs Versuch über den Roman; — Eberhards Nachtrag zu Sulzer; — Herders Adrastäa; — Jean Pauls Aesthetik. Außerdem giebt ein unbekannt gebliebenes französisches Werk: Introduction à la connaissance de l'homme, nicht zu verachtende Andeutungen an, und hauptsächlich müssen dem Romanendichter die Geschichten der Zeit, in welche er seine Helden versetzt, sehr genau bekannt seyn. Darum muß der Romanendichter auch ein guter Historiker und ein gewandter Weltmann seyn, weil er ohne dem Mißgriffe macht. Erfahrung in dem weiten Fache der Literatur und Erfahrung in dem Menschenleben gehören dazu, um die Gestaltungen in einer anscheinenden Natürlichkeit, und doch in moralischer Hinsicht ergreifenden Wahrheit dem Publikum wiedergeben zu können. Darum kann denn auch ein Ro-

manendichter, der Fabeln der Vorzeit in einem romanesken Style aus alten Postillen wieder zu geben weiß, leichter sich ein leselustiges Publikum gewinnen, als der ideale Dichter, der seine Gestaltungen und die Verkettungen des Schicksals sich selbst schafft. — Originalität gehört zu dem Nationalstolz einer Nation; auf jede Nachahmung blickt daher selbst der Unkundige mit jenem indignirenden Blick, der dem Affen beinahe das Vorrecht vor dem Menschen giebt. Wer daher nicht Original seyn kann, der sprütze die Feder aus. Das magische Licht der Begeisterung muß Dir selbst leuchten, Du mußt es nicht erst von Andern entlehnen wollen, wenn Dein Roman gefallen soll.

Phantasie, lebendige Phantasie ist zwar ein herrliches Geschenk des Himmels; aber wem sie gegeben, dem wird sie auch leicht ein wildes Roß, welches, des Zügels nicht achtend, mit dem Reiter davon läuft in wilde Gegenden. Mit vielen Romanendichtern läuft auf diese Art die Phantasie davon, oder auch, ihr Kopf erhitzt sich, und man weiß zuletzt nicht, was man gelesen hat. Sie gefallen sich selbst mehr, als Andern, so wie denn überhaupt der eitle Schriftsteller kein beliebter Schriftsteller ist; es muß der Romanendichter, welcher das Publikum, sey es im Komischen oder im Ernsten, ergreifen will, die Kunst

und Darstellung von der Natur und dem eignen Affekt zu scheiden wissen; er muß berechnen, wo der Leser fühlt, eben so wie der vollendete Schauspieler selbst im höchsten Grade kalt seyn muß, wenn das gefüllte Haus durch ihn entweder zu tragischer Rührung, oder komischen Aufschwung gereizt wird. So wie der gute Schauspieler, muß der gute Romanenschriftsteller kalt, berechnend bleiben, seine individuellen Gefühle von dem Gegenstande, den er zeichnet, losreißen, was oft so schwer hält, wobei es doch auf der andern Seite für den Leser wieder so unangenehm ist, im Roman den Idiotismus des Verfassers und seiner Verhältnisse und Umgebungen wieder zu finden; — daher ist denn auch für den Autor selbst der Roman mühseliger, als der Leser ihn durchfliegt. Gerade die Romane, welche so ganz leicht hingeworfen zu seyn scheinen, bei welchen man aber zuletzt gestehen muß, daß sie wohl gerundet sind und ein geschlossenes Ganze bilden, sind oft die schwersten Aufgaben für den Autor gewesen, und überhaupt läßt sich leichter ein ernster, ein tragischer Roman schreiben, als ein komischer, ein satyrischer. Denn der Mensch, besonders der Deutsche, wenn die Phantasie ihn zum Niederzeichnen der Gemälde hinreißt (von Fabrik-Romanen kann hier die Rede nicht seyn), ist mehr zum Ernst, als zu lustiger Laune ge-

stimmt. Jene ernste, schwärmerische Romane fließen also leichter dem Dichter in die Feder; aber aus dem Ideal wird auch gar leicht ein schwulstiges Gemenge und ein sogenannter Bombast und Wortschwall, der den Dichter wohl hinriß, aber den Leser nicht ergreift, ihm keine Ueberzeugung giebt. — Letzterer, der komische, der satyrische Roman ist, wenn er gelingen soll, eine Zwangsarbeit für den Dichter; mit wahrer Schriftstellerlaune kann er daran nicht arbeiten, sonst wird er entweder leidenschaftlich, platt, persönlich oder unverständlich. Hier, bei dem komischen und dem satyrischen Roman, hält es sehr schwer, die richtige Mittelstraße der treffenden, dauernden Allgemeinheit zu finden, das Bösartige zu vermeiden, und nur an der allgemeinen, schalkhaften Satyre sich fest zu halten. Der Satyriker als Romanist überlebt gewöhnlich sein Zeitalter; in der mimischen, oder dramatischen Kunst ist es etwas anderes. Kotzebue wird in dieser Hinsicht, so viel er betheidigt ist, und selbst den Anlaß dazu giebt, ihn anzugreifen, dennoch von den folgenden Generationen vielleicht der deutsche Aristophanes genannt werden. Die lebende Welt sieht sich nicht gern im Spiegel. Die Nachwelt erst sucht das Licht von dem Schatten zu sondern, und darum ist die Wahrheit im Leben verachtet; wohl dem aber, der sie mit Erfolg predigt.

Noch ist ein sehr richtiges Urtheil von Eschenburg über den Roman und die Zeichnung desselben zu bemerken. Er sagt a. a. O. pag. 226: „Größere Erzählungen, deren Stoff mannichfaltiger und ergiebiger, deren Plan kunstmäßiger, und deren Ausführung umständlicher ist, nennt man Romane; eine neuere Benennung, deren Ursprung sie mit der Romanze gemein haben. Ihre Bearbeitung trifft in mancher Hinsicht mit der Behandlung des Heldengedichts überein, auch waren ehedem beide Gattungen minder scharf geschieden, so wie sie auch späterhin erst von der eigentlichen Geschichte abwichen. Gewöhnlich aber ist die Handlung des Romans, in Betracht ihres Einflusses und ihrer Wichtigkeit, von geringerem Umfange, schließt sich mehr an das gewöhnliche Leben und Wirken an, und bezieht sich mehr auf den Menschen überhaupt, als auf einzelne heroische Personen und Unternehmungen. Auch ist die Schreibart minder feierlich und dichterisch."

Man kann in dieser allgemeinen Ansicht Eschenburg es nicht absprechen, daß er den richtigen Gesichtspunkt gefunden habe; allein, um kathegorisch über den deutschen Roman, welcher von allzu hohem poetischen Schwung sich zurückzieht, ein Urtheil fällen zu wollen, dazu gehört wohl eine genaue Kenntniß der vielseitigen, von Jahr zu Jahr wechselnden Le=

bensverhältnisse und Lebensverbindungen. Man muß erst das Leben in seinen Tiefen kennen gelernt haben, um von da zu dem romantischen Schwunge wieder empor zu blühen. Wer aus seiner Studirstube, und fern von dem Gewimmel der Menschen, Romane schaffen und bilden will, ein solcher Dichter bleibt ungelesen, mögten auch erkaufte Lobreden ihn preisen wollen. Daher finden wir auch, daß Weltmenschen, die sich von der Welt zurückzogen, und doch mit ihr in Verbindung blieben, die besten Romanendichter wurden. Dichterleben und Geschäftsleben passen nicht mit einander; eines muß immer mattherzig bearbeitet und vernachlässigt werden. Gewöhnlich aber dominirt das Dichterleben bei dem, der Beruf dazu fühlte, dem die Muse ihre Gaben anbot.

Dies führt uns auf die Frage: warum lesen die Menschen so gern Romane, und welche unter den Menschen? Diese Frage muß in psychologischer Ansicht beantwortet werden. — Jeder Mensch hat seine Ideenwelt und schwärmt gern in diesen innern Träumen. Um so lieber und lebhafter schwärmt er, je freier von dem Druck der Weltsorgen er sich fühlt, je unbefangener das Gemüth ist, je regsamer alle Lebensorgane. Daher schwärmt der mit Geschäften beladene Mann, der alternde Mann weniger; bei Letzterm sind die Organe des innern Lebens, der Le=

bensluſt ſchon abgeſtumpft, und er richtet ſeinen Blick mehr in die Zukunft; daher ſchwärmt die Jugend, welche friſch in das blühende Leben hinaustritt, und eine glühendere Phantaſie hat, mehr; daher ſchwärmt der rohe Bauer weniger, weil er in einem zu engen Kreiſe ſich herum drehet, und ſeine Erziehung ihm nur geringen Reichthum einfacher Ideen giebt; daher ſchwärmen Menſchen ganz hohen Ranges weniger, weil ſie an der Spitze des menſchlichen Ranges ſtehen, und bei der Art Schwärmerei, die wir meinen, der leiſe Wunſch, über ſeinen wirklichen Standpunkt hinaus ſich zu ſtellen, immer mit durchblickt; daher ſchwärmen in dieſer Art Frauen mehr als Männer, weil ſie weniger in dem wirklichen, regen Weltleben ſind, als der Mann. Nun kann die Schwärmerei extenſiv ſeyn bei ſehr lebhaften und wiſſenſchaftlich ausgebildeten Köpfen; intenſiv hingegen iſt ſie bei dem Gefühl der mangelnden eignen ſchaffenden Kraft, und bei der dennoch ſich aufdringenden Sehnſucht, in einer idealen Welt von den Ermüdungen des flachen, wirklichen Lebens ſich auf Stunden losreißen, und in dem ſchönen Reiche der Träume und ſchwärmeriſcher Hoffnung ſich ergehen zu können.

Aus dieſen Andeutungen wird der Pſycholog leicht zu entwickeln wiſſen, daß den Roman, als Nahrungsſtoff für das intenſive Leben, die Frauen faſt durch-

gängig lieb gewinnen; ferner, daß Männer, welche ihre Entwickelungsperiode bereits zurückgelegt haben, nur dann Freunde dieser Lectüre sind, wenn sie, aus Mangel an eignem Fluge der Phantasie, sich keine Traumgebilde schaffen können; ferner, daß die freiere Jugend, welche noch in ungewissen Räumen schwärmt, das mit Glut ergreift, was der mechanische, praktische Kopf etwa bei dem Schlafengehen, oder bei der Siesta, um sich einzulullen, hinnimmt, und aus der Hand fallen läßt, wenn den entnervten Lebensschwärmer Morpheus beschattet. — Wo noch freie, unschuldige Lebenslust ist, da blühet das Feld der Romane; dem abgestandenen, dem praktischen, dem epikurischen, mit einem Worte, dem prosaischen Leben ist dieser Genuß fremd. Das Ideale ist diesen Werkeltagsmenschen eine Grimasse geworden. Allein, wer Beruf dazu fühlt, aus seinen Idealen, aus seinen süßen Träumereien Gestaltungen in Verbindung zu setzen, muß sich durch die matten Urtheile engbrüstig-praktischer Menschen nicht irre führen lassen. Während jene die Menschen quälen durch einen belastenden Geschäftstrieb, steht es dem Romanendichter frei, einen neuen Schwung in das Leben seiner gedrückten Lesewelt zu bringen, und unbemerkt setzen seine moralische Gedanken, seine Erfahrungen, seine Tröstungen und Beruhigungen sich in der Seele des

Lesers fest; mit dem Spiel angenehmer Beschäftigung der Phantasie ist bei dem guten Roman Belehrung verbunden, die uns nachher erst deutlich wird, wir wußten selbst nicht, woher sie kam.

Man wird übrigens bemerken, daß der Romanendichter kein Romanenleser ist. Bei dem freilich, der der Unterstützung und des Materials fremder Köpfe bedarf, ist es etwas anderes; von einem solchen Kopfe ist aber auch nur ein Roman zu erwarten, der allenfalls für die Leihbibliotheken bei der petite classe der Leser in Umgang kommt. Wenn nun aber das Genie eine Originalität in der Erfindung erzeugt, so bedarf der, seinen Namen gewinnende Romanendichter durchaus der Kunstjünger nicht; er geht seinen eignen Weg und ist der Sache, und seines Sieges gewiß.

Ohne vorherrschendes Talent, ohne frühen Lebensverkehr mögte aber eigentlich das Feld der Romane von Niemandem bebauet werden sollen. Durch die schlaffen, matten Sachen, wo so manche Romanendichter, die nur im Manuscript sich selbst gefallen, dem Publikum sich aufdringen, wird die Tendenz der Romantik entwürdigt. Eine Ephemere als Roman zu schreiben, ist keine Kunst, weil das flache Publikum nur lesen, und nur immer lesen will; aber für gebildete Leser einen dauernden, die kurze Lebens-

spanne des Schriftstellers überschreitenden Roman zu schreiben, das ist Kunst! Man muß bei dieser Art von Buhlerei mit den Gehirnsfasern des menschlichen Wirkungsbetriebes eine genaue Abrechnung halten, und als Dichter kalt und leblos, isolirt, berechnend da stehen. Der Zweck ist möglichste Allgemeinheit der Ansprache, und darum muß der Romanendichter die lebende Welt aus eignem, beobachtenden Weltleben kennen. Ohne diese wird er nie ein ansprechendes Ideal, mag er es auch in Schattirung, oder in den Schlagschatten stellen, auffinden; es wird dem Fremden in der Welt immer phantastisch, nicht ansprechend erscheinen. Daher, um auf den vorhin aufgestellten Satz zurück zu kommen, gehört feine Beobachtungsgabe, Lebenserfahrung und philosophische Ansicht des Lebens besonders mit zu dem Romanendichter. Ist er indignirt im wirklichen Leben, und kann er sich davon nicht isoliren, dann wird er leicht sarkastisch, ausfallend, wo die scherzhafte Laune nur hatte gelten sollen, und man wirft ihn zurück. Das Ideal der Tugend sey der Grundstein, worauf ein guter Roman gebauet ist, und moralisch-gute Tendenz die Auflösung! — Daher empfehlen sich auch diese moralischen Romane immer; denn sie finden Ansprache, weil der Mensch, oft wider seinen Geschäftswillen, als Mensch die Achtung für wahre Tugend und

Menschenehre fühlt. Diese Andeutung der Verwirrung menschlicher Verhältnisse sollte manchem Romanenschreiber klarer werden, um ihm zu dem guten Willen auch den wahren, hohen Sinn beizuordnen.

Viele Menschen glauben es nicht, wie schlechte Romane, die wegen des ansprechenden Tones bei der Mehrheit Eingang finden, ein ganzes Zeitalter verpesten können. Aber es ist dem wirklich so. Um nur von einem angesehenen Manne zu reden, so erwäge man, welche schlüpfrige Moral die Schriften von Voltaire verbreitet haben, Grecourt nicht einmal gerechnet. In dem sonst so ernsten Italien gab Il Decamerone, di Boccaccio, auch den Ton an zu einer verführerischen Schreibart, und in Deutschland ist, was die größern Dichter betrifft, vielleicht Wieland der vorzüglichste von denen, welche dem leichten Wesen eine allzu lustige Seite in ihren Darstellungen abzugewinnen wissen; von Schilling, Laun u. s. w. wollen wir weiter gar nicht reden. August Lafontaine, der übrigens immer das rein-Schickliche im Auge behält, schweift nur selten in das anstößig-Lockere aus, und ganz besonders gehört dazu die Episode der Geschichte der Jacobine in seinem Quinctius Heymeran von Flaming. Ueber Schlegels „Lucinde" ist gar nichts weiter zu sagen, als daß fein fühlende Menschen sie zurückwarfen, und es nicht der Mühe

werth hielten, diese verunglückte Ausschweifung lockerer Phantasie kritisch beachten zu wollen.

Zum Schluß dieses Abschnittes sind noch einige, an der flüchtigen Lesewelt vorübergehende, aber beachtungswerthe Bemerkungen eines sehr scharf beobachtenden Geistes, aus der Periode seiner ersten und glücklichsten Genialität, hier aufgenommen.

„Der Roman darf nicht einem Strome gleichen, der uns zwar durch seinen raschen Lauf und durch eine mannichfaltige Abwechselung der Gestade unterhält, der aber an allen Punkten unabsehbar bleibt, ewig rinnt, nirgends weilet, uns überall zu Fremdlingen macht, und bei dessen Ausfluß in das Meer wir uns nicht mehr nach der Quelle zurück sehnen, weil alle seine herrlichen Bilder im beständigen Vorübergleiten aus der Seele geschwunden sind. Der Roman sey ein, aus freier Hand gezeichneter, mit schöner Willkühr geformter, in sich selbst geschlossener Kreis; er sey ein breiter, tiefer See, mit vielgestalteten Umgebungen. Aus einer jeden seiner romantischen Ufergruppen schauen wir nach der andern hinüber, und sie entfliehen uns nicht. Seine Spiegel geben uns das eigne Bild wieder; seine Gestade werden uns zur schönen Heimath. — Im Romane muß das ganze Leben mit seinen innersten, tief verborgensten Verhältnissen da liegen. Er soll mitten

in unserm eignen Leben ein anderes, liebliches, fabelhaftes Leben auferbauen, welches uns der Idee zuführt, ohne unsere Wirklichkeit zu vertilgen. Er zeigt uns das Land der Ideen, mit unsers Gleichen bevölkert. — Mancher weise Mann schilt öffentlich auf das Romanenschreiben und Lesen, während der Roman auf seinem Nachttische aufgeschlagen da liegt! Weil nun der Geschmack am Romanenlesen sich vor der Hand wohl nicht ändern wird, so ändere man lieber den Roman. Man mache ihn ohne Bedenken auch zum Buche der Reflexion, zu einer allgemeinen Fundgrube von Ideen, Moralen und Sentenzen, und gebe ihm zur Haupttendenz: einen treuen Unterricht für die Menschen in der Kunst, das Leben zu idealisiren. — Wenn der Dichter einmal sich von der Kunst wahrhaft berufen fühlt, seinem Zeitalter Schönes und Treffliches zu verkündigen, dann liegt ihm hierzu die Form des Romans wirklich am allernächsten, (er muß nur nicht selbst in seiner etwa ausschweifenden Phantasie sich gefallen wollen). — Der Dichter wird die Absicht (das Publikum im Allgemeinen zu interessiren) weder durch Erzählung, noch durch Ideal und Charakterschilderung, noch durch das sogenannte „Romantische" allein erreichen. — Erzählung, sie sey auch die schönste, führt uns doch wieder zuletzt in das wüste

Meer der Langenweile. Dort sehen wir auch den Autor zum letzten Male, und indem wir sein Buch zuschlagen und es ihm, zwar mit Dank, aber auf ewig zurückgeben, suchen wir mit einer übellaunigen Aengstlichkeit das Weite, sehnen uns nach einer andern Unterhaltung, und würden selbst die strengste Arbeit dem traurigen Geschäft vorziehen, das ein Mal durchrennte Buch jetzt oder künftig von neuem zu lesen. So traurig auch immer das Ereigniß für einen Dichter seyn muß, sein Buch nach einem einzigen Ueberblick sogleich zu endloser Ruhe niedergelegt zu sehen, so gewiß ist dieses doch der Fall mit sieben Achttheilen von unsern jetzigen Romanen, Familien- und Räubergeschichten, Geschichten in Briefen *), Biographien und dramatischen Werken dieser Art. — An scharf gezeichnete und streng gehaltene Charaktere ist der Romanendichter nicht gebunden, dadurch würde er sogar die weiten Gränzen dieser freien Dichtungsart verengen. Er darf vielmehr mit seinen Charakteren spielen, ja manchmal ihnen widersprechende Richtungen zu geben scheinen. Nur müssen alle Widersprüche in Herz und Sinn so leicht und mensch-

*) Geschichten in Briefen finden bei dem gebildeten Publikum recht sehr ihre Leser, und mit Recht.

d. H.

lich in einander überspielen, wie wir es in der gewöhnlichen schönern Welt (und in der Lesewelt überhaupt) auch wirklich finden. Der eigentliche Charakter spricht sich auch wohl am leichtesten und schicklichsten selbst aus, und erfordert besonders in seinen Handlungen Kürze. Da aber unstreitig der größte Theil des Publikums am Roman weder Dialog, noch Gedrängtheit liebt, vielmehr wahre Erzählung, und bei dieser die Aussicht auf eine längere Unterhaltung zu erwarten pflegt, so bestätigt sich auch schon hierdurch der in Wilhelm Meister neu aufgestellte Satz: daß der Charakter fast ausschließlich dem Drama angehöre."

„Dem Romantischen gebührt hier, wie sich von selbst versteht, eine Hauptstelle. Aber in so fern es an das Wunderbare gränzt, muß ihm der moderne Roman doch nur mit Vorsicht Spielraum gestatten. In der Komödie und Tragödie, wo wir ohnehin mehr an Täuschungen gewöhnt sind, sehen wir mit innigem Vergnügen eine liebe- und glaubenvolle Wunderwelt auf den Brettern vorüber ziehen, ohne uns nach Berichtigung der lieblichen Täuschungen zu sehnen, ja wir finden es gewissermaßen selbst billig und wahr, daß allen vor uns handelnden Personen auch wirklich so geschieht, wie wir sie glauben zu sehen. Selbst bei dem Lesen des Drama fühlen wir dies noch. —

Im Roman ist es anders; da erzählt man uns, was unsern Personen begegnet ist. Niemand treibt uns zum Lesen oder Glauben. Das Leben, so dort vor unsern Augen lebte, muß hier vom Dichter viel mühsamer herausgezaubert werden, und die Vorsicht und Umständlichkeit, womit dieser seine Wunder einleitet, erregen sogleich Verdacht auf absichtliche Täuschung; — dort hingegen läßt uns die rasche Hoffnung keine Wahl übrig — es tritt mit einem Donnerschlage das Geisterbild aus der schwarzen Mauer hervor. Daher wird kein Roman, der bloß romantisch ist, zur öfteren Lectüre reizen. Wer wollte z. B. eine Wundergeschichte zwei Mal durchlesen, deren Gewebe, durch mehrere Bände fortgesponnen, schon an sich unserer Arbeit zur sauern Aufmerksamkeit wird? Gewiß, es wird weder der Unglaube, noch Aberglaube (diese zusammen gewachsene Zwillingsgeburten unserer Zeit) sich zum fernern Genusse der Fabel hingezogen fühlen, wann nun der Dichter zuletzt entweder die ihm geliehene Liebe zur Täuschung mit Enthüllung einer allzu kühlen Wahrheit zurückzahlt, oder sich mit Allegorien helfen muß, oder gar die Sache der Geisterwelt auf eine gewisse vermessene Art durchsetzen will, für die doch einmal unser Zeitalter nicht mehr, oder noch nicht empfänglich ist. — Im Roman erzähle also der Dichter, als moralische Person, was sich be-

gab; aber die Erzählung bleibe ihm, in Rücksicht seines Zwecks, nur Nebensache; er erzähle uns nicht heftig; nicht, was während vieler Jahre, in vielen Ländern, mit vielen Personen sich zutrug. Der Zeitpunkt, in welchem der Mensch seine entscheidende Richtung erhält, ist ja kurz — das Herz ist ein großer Schauplatz — und im engen Kreise steht oft das Leben in seiner vollesten und köstlichsten Blüthe. Dagegen sey ihm keine Lebenslage zu verworren, keine Falte des Herzens zu tief, keine Leidenschaft zu ungeheuer, und keine Schönheit zu geheim — Alles enthülle er mit der unschuldigen Einfalt der nichts verhehlenden Griechen. Er zeige seinen Zeitgenossen ihr wahres Bild in einem Spiegel; daneben aber eine schöne Lichtgestalt, die ihnen gleiche, und menschlich genug sey, um sich mit der Menschheit auf ewig zu vermählen. Er führe den kalten, überklugen Verstand auf Augenblicke hinüber in sein eignes, ihm selbst unbekanntes Vaterland, in die Fabelwelt des Unbegreiflichen; aber wann nun der Erstaunte vernichtet da steht, deute er empor zu dem, was über der Zeit endlos fortströmt, und sich nur den Ahndungen eines schönen Herzens kund thut. Ueberall, wo ihm von der Kunst die göttliche Gabe verliehen ward, durch Darstellungen des Schönen den Sinn der Menschen zu fesseln, da

versammle er auch die Sprüche der Weisheit, dort lege er die Worte des Lebens nieder, die ihn die Gottheit auszusprechen würdigte. Aber er traure nicht, wenn sein Geschlecht diese Worte gering schätzt oder verkennt, die er treuherzig gab. Ihre Kraft wird nicht untergehen; die Nachwelt sucht und schöpft sie einst wieder, wie einen edlen Lebensquell, wann der seinige längst versiegt ist."

Diese Worte, welche man gewissermaßen prophetische Worte nennen könnte, nämlich in Hinsicht der Beurtheilung des Romantischen, haben sich erfüllt. Der deutsche Roman glaubt sich jetzt zu der Höhe der Romantik, der Bastardschwester der Romanze, erhoben zu haben; allein, ob darin die Wahrheit des Zweckes liege, das muß erst der Erfolg lehren, und das Urtheil darüber muß man der Lesewelt dann überlassen, wenn die wirkliche Zeit von der nächsten Zukunft sich geschieden hat.

Ueber den Werth der Romane nur noch einige Worte. — So verächtlich auch Viele darüber hinblicken, so sind und bleiben sie doch ein Nationalzeichen, ein Bedürfniß der Lesewelt, die immer mehr zuwächst. Es ist in der That viel leichter, ein Sonnet, an dessen Ende man nicht weiß, was man gelesen, zu schreiben, als einen wohl motivirten Roman, und für den Zeitgeist wirken die Romane fort,

wenn sie auch, sehr mit Unrecht vielleicht, an der untersten Spitze der schönen Literatur stehen. Der Spiegel gefällt dem Menschen nicht, oder man sucht in dem Roman eine Lockspeise für das Wesen der Gemeinheit. Solche Romane verwerfen wir aber. Der Zweck eines jeden Schriftstellers muß Veredlung des Menschengeschlechts seyn, und dazu ist nichts besser geeignet, als der Roman. Die Kinder beleben sich bei der Fabel, beherzigen die Lehre derselben; die Erwachsenen belustigen sich bei dem Roman, und müssen, schon reif gebildet, die Tendenz desselben, den moralischen Zweck, aufzufinden wissen. Der Roman ist eine Fabel für Erwachsene!!

Geschichte des Romans.

Was wir unter den Begriff „Roman" reihen, war bei den Alten nicht in Schwunge. Die erdichteten Erzählungen wurden von ihnen in das Gewand der Poesie gehüllt, und zwar um so leichter und nothwendiger in dieses Gewand, da die alten morgenländischen Sprachen arme und Bildersprachen waren; die Bildersprache aber giebt leicht einen poetischen Aufschwung, und die alte Sprache der Morgenländer ist eine Melodie des Versfalls. Im spätern griechischen Zeitalter ist der Ursprung der Romane bei den Erotikern zu suchen. Der Cyklus, um welchen ihre Dichtungen in ungezwungener Prosa sich drehen, ist Liebe, und noch bis auf den heutigen Tag ist Liebe — etwa den historischen Roman ausgenommen — der Urstoff. Auch die Römer fingen bald an, in dieser Manier zu schreiben. Wir haben aus diesem Zeitalter

des Ursprungs der Romane: Heliodor (Aethiopicorum Libri X.), Achilles Tatius (de amoribus Clitophontis et Leucippes Libri VIII.), Longus (Pastoralium de Daphnide et Chloe Libri IV.) *), Eustathius (de Ismeniae et Ismenes amoribus Libri XI.), Chariton (de Chaerea et Callirhoe), Xenophon von Ephesus (Amores), Aristenät (Epistolarum Lib. II. — Lectionum Aristenetar. Lib. II.), Alciphron (Epistolae). Außerdem ist auch der Spötter aller Spötter, Lucian, mit unter die Romanendichter zu rechnen. Er ist eigentlich wohl der Erfinder des satyrischen Romans zu nennen. Wer das Zeitalter kennt, wo er schrieb, wird sich davon überzeugen müssen, daß seine Göttergespräche **) nichts als auf die Lokalität, auf die Geschichten des Tages berechnete Anspielungen sind. Auch ist unter die ältesten Romanenschriftsteller noch zu rechnen Apulejus; als Verfasser des Romans: de Asino aureo, scheint er beinahe der Gründer des komischen Romans gewesen zu seyn.

*) Hiernach ist Longus als der Stifter des Schäferromans zu betrachten.

**) Die beste Uebersetzung dürfte wohl die von Mart. Wieland seyn.

Bei dem Verfall der Literatur zu der Zeit, welche man füglich die Zeit der Gothen und Wenden nennen kann, und überhaupt in den kriegerischen Jahrhunderten des ersten Mittelalters, war die Literatur in schmähligen Verfall gekommen. Romane erschienen also gar nicht mehr, obgleich die Buchdruckerkunst, die Johann von Guttenberg, ein Deutscher, 1440 in die Welt gesandt hatte, das literarische Leben erleichterte. Bei der Wiederherstellung der Literatur waren in dem romanesken Zeitalter die Ritterromane die ersten, welche an die Tagesordnung kamen. Von der Zeit Gottfrieds von Bouillon hatte das Ritterwesen den Sieg davon getragen. Dieser phantastische Nebel schwebte über ganz Europa. Viele Schriftsteller, besonders in dem südlichen Europa, beschäftigten sich damit, phantastische, abentheuerliche Ideen entwickeln zu wollen; die Ausarbeitungen dieser Art sind mehrentheils dem Zeitgeist verfallen. Doch, nach dem Dahinsinken finsterer Jahrhunderte und bei Wiederherstellung der Literatur, waren in dem immer noch kriegerischen Zeitalter die Ritterromane die ersten, welche allgemeine Ansprache fanden.

Dahin gehören unter den Spaniern: 1. *Cervantes* (Miguel de Cervantes Saavedra Vida y Hechos del ingenioso Hidalgo Don Quixotte de la Mancha; — Novelas Exemplares; — la

Galetea, (ein Schäferroman); — los Trabojos de Persiles y Sigismunda). 2. *Quevedo* (Don Francesco de Quevedo Villegas Historia de la Vida del gran Buscon). 3. *Hurtado de Mendoza* (Don Diego Hurtado de Mendoza Vida de Lazarillo de Tormes).

Unter den Italienern sind die Romane aus jener Zeit mehrentheils Novellen. Obgleich den Italienern ein großer Ruhm in Hinsicht der Beförderung der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften gebührt, so ist doch das Feld der Romane sehr wenig von ihnen bebauet. Dies liegt aber auch wieder in der Natur der Sache; denn da der Roman poetischen Ursprungs, und die italienische Sprache so ungemein melodisch ist, fällt also auch in ihr dem Romanendichter die Melodie des Gesanges, der Rhythmus selbst nicht schwer, selbst wenn er Reimsylben sucht, indem, fünf Worte ausgenommen, in der italienischen Sprache Alles sich mit Selbstlautern endet. Einen großen, zusammenhängenden italienischen Roman aus der Vorbereitungsperiode der neuern Zeit haben wir daher nicht, sondern nur kleine Erzählungen und Novellen (à la mode des Troubadours). Dahin gehören: 1. *Boccaccio* (sein Decamerone, in Florenz 1527 zuerst aufgelegt, ist immer noch an der Tagesordnung der lustigen, oft aber auch sehr schlüpf-

rigen Erzählungen voll, und giebt noch manchem Romanisten Stoff). 2. *Bandello* (le Novelle di Matteo Bandello, Lucca 1554, haben sehr viel Romaneskes, und einen sehr anziehenden Styl der Abentheuerlichkeit). 3. *Giovanni* (il pecerone). 4. *Cinthio* (gli Hecatomithi). 5. *Sansovino* (Cento Novelle). 6. *Straparola* (le tredeci piacevoli Notti. Dieser theils schwärmerische, theils aber auch sehr schlüpfrige Roman hat späterhin lockern Schriftstellern Stoff genug gegeben, das Laster auf eine glänzende Art darzustellen). 7. *Sachetti* (Novelle di Franco Sachetti). 8. *Casti* (Novelle galanti di Giam-Batista Casti). — Diese Romanisten mögten wohl die bedeutendsten, der römischen Urwelt abstammend, seyn. Der Italiener der neuern Zeit hat wegen seiner düstern Natur, wegen des vorherrschenden Katholicismus, wegen der Hemmung, welche dem Umschwunge freier Ideen durch den Clerus wird, und wegen des Mangels an Umtausch in Literatur und Wissenschaft, und vieler anderer Umstände wegen hat er keinen Sinn mehr für den Roman, der allerdings dem epischen Dichter bei der Erhebung seines Traumes zu poetischem Aufschwung, zu epischem Erguß, von großem Vortheil seyn kann. Vielleicht darum finden wir auch überall bei den Italienern

keine ausgezeichnete Schriftsteller neuerdings in diesem Revier der Literatur.

Das überall fruchtbare Frankreich hat mehr geliefert, und früher, als viele andere Nationen. Im vorigen Jahrhundert erst — denn die Provençalen und Troubadours kann man nicht füglich unter diese Kathegorie bringen — fing der französische Roman an, seinem innern Gehalt nach sowohl, als auch in Rücksicht der Gewandtheit der Sprache vollendeter zu werden. Die Franzosen können füglich mit den Engländern und mit den Deutschen um den Vorrang darüber streiten, welches von diesen Ländern seit dem Wiederaufblühen der Literatur die mehrsten Romane geliefert habe, und das will in der That bei den Deutschen und Engländern viel sagen, da ihre Romanenschriftsteller seit einem halben Jahrhundert das Papier theurer gemacht haben, und mitunter denn auch die Makulatur wohlfeiler. Unter den neuern französischen Romanendichtern verdienen eine Auszeichnung: 1. *Prévot d'Exilles* (Mémoires d'un homme de qualité, qui s'est retiré; — Histoire de Cleveland; — le Doyen de Killerine; — Mémoires d'un honnête homme). 2. *Mariveaux* (ein sehr sarkastischer, spitzfindiger Schriftsteller — Marianne; — le paysan parvenu; — Pharsamon, ou les nouvelles folies romanesques). 3. *Le Sage*

(Histoire de Gil-blas de Santilane, eigentlich nur eine Uebersetzung; — Histoire d'Estevanille Gonzalez, auch aus dem Spanischen entlehnt; — le Diable boiteux, ein Originalwerk, welches mit Recht viel Glück gemacht hat.) 4. *Crébillon* (le fils; — le Sopha; — Ah, quel conte, mehrentheils Erzählungen von neuer, origineller Erfindung, die auch ihre Nachahmer fanden). 5. *Jean Jacques Rousseau* (la nouvelle Héloise, ein Roman, der das Pfaffenthum in seiner widrigsten Gestalt darstellt; — Emil, ein pädagogischer Roman, der eben so, wie der erstere, die Feinde der Neuerung aufstörte, und Rousseau nach Genf u. s. w. vertrieb). 6. *Voltaire*. (Er ist einer der reichsten Schriftsteller Frankreichs, und seine Kunst, zu gehöriger Zeit zu imponiren, sein treffender, beißender Witz setzten ihn bei der literarischen Welt bald in Respekt. Dazu kam nachher seine enge wissenschaftliche Verbindung mit dem Philosophen von Sanssouci, den er selbst im Geschmack der Literatur leitete, während der Marquis d'Argent Corrector der wissenschaftlichen Ausarbeitungen des philosophischen Königs war. Voltaire mit seiner spitzen Feder, welche seine spitze Zunge beinahe übertraf, schrieb für die Romantik besonders: Candide, ou l'optatisme; — Zadig et Micromegas, die aber beide entlehnt sind; — die Histoire de Charles XII., welche man als

einen historischen Roman betrachten kann; — sein episches Gedicht, die Abentheuer Heinrichs IV. schildernd, kann man füglich auch als einen Roman betrachten. Er machte damit den fruchtlosen Versuch, der französischen Sprache den reinen, volltönenden Versfall des griechischen und allenfalls auch des römischen Hexameter geben zu wollen; — der bekannteste seiner Romane (denn unter Romane gehört diese Travestie) ist seine Pucelle d'Orléans. Man kann nichts Ungezogeneres lesen, und in unserm mehr sittlichen Zeitalter würde ein solches Werk wohl schwerlich noch erscheinen dürfen.) 7. *Marmontel* (Contes moreaux; — Belisaire; — les Incas. Außerdem ist auch seine Autobiographie (4 Theile) fast in das Romanhafte spielend.) 8. *Mercier* (besonders Mon bonnet de nuit). 9. *Montesquieu* (lettres persannes). 10. *d'Arnaud*. 11. *Tressant*. 12. *Florian* (der beliebtesten Romanisten einer neuerer Zeit. Sein Hauptglück hat er im Pastorale, im Schäferroman, gemacht. Seine Estelle und Galathée beweisen es. Seine kleinen Erzählungen haben das Glück gehabt, in mehrere Sprachen übersetzt zu werden, und seine dauernden Uebersetzungen des Cervantes beweisen, daß er den Novellisten Hispaniens Geschmack abgewonnen hatte). — Die neuern französischen Romanendichter sind so unbedeutend, daß es

selten einmal eine Uebersetzung von ihnen giebt. Das kriegerische Zeitalter scheint das Romantische verdrängt zu haben; denn nur in der Ruhe des Friedens kann der Roman seine Dichter und seine Leser finden. Wenn die That mit ihrem Eisenschritt auftritt, bedarf es des Romans nicht! — —

Schriftstellerinnen sind eigentlich, nach dem Urtheil bewährter Männer, die durchaus neidlos ihre Meinung mittheilen, außer der Sphäre der Beurtheilung; denn es fehlt den Werken solcher Frauen wohl nicht an zartem Gefühl, an feiner Wendung, doch aber fehlt es ihnen unbedenklich an der Gründlichkeit, und ohne diese kann ein Roman, von einer Dame entworfen, noch so zart seyn, so wird der Mann bald an der übertriebenen Zärtlichkeit erliegen, das Buch zurücklegen, und ausrufen: o! bliebet ihr doch bei dem Spinnrocken! — Unter den Franzosen indeß, welche eine mehrere Spielerei mit der Laune, sich gedruckt zu sehen, treiben, giebt es auch in neuern Zeiten der Schriftstellerinnen einige, welche einer Anführung werth sind. Dahin gehören: 13. *Grafigny* (lettres Peruviennes, eine glückliche Nachahmung der lettres Persannes). 14. Mad. *Riccoboni*. 15. Mad. *de la Fayette* (la princesse de Cleves). 16. Mad. *Genlis* (Adèle et Théodore; — les Chevaliers du cygne). 17. Mad. *de Stael-Holstein* (Del-

phine; — Corinna, ein sehr unterrichtender Roman, das Verhältniß zwischen dem nördlichen und südlichen Europa, hinsichts der Cultur, festzustellen.) 18. Baronesse *de Krüdener* (Valerie, ou lettres de Gustave de Linar à Ernest de G.... *). — Frankreich ist übrigens jetzt zu sehr mit sich selbst verwickelt, als daß es für die allerneueste Zeit gute Romanendichter aufzeigen mögte. Politische Streitschriften und Pamphlets beschäftigen die Lesewelt jetzt mehr, als Werke, welche nur in Zeiten dauernder, sicherer Ruhe mit Erfolg dem Genius entblühen können. *Delille*, der Dichter, ist aber auch als Romanendichter in den neuesten Zeiten bekannt und beliebt.

Bei dem englischen Roman geht es in Hinsicht der Literatur desselben fast wie bei dem deutschen, nämlich, daß es oft Mühe hält, den wahren Namen des Schriftstellers heraus zu finden, indem viele anonym, oder pseudonym schreiben. Sonderbar, daß man dies bei den Franzosen und Spaniern, in Sachen des Witzes und Geschmacks, weit seltener findet. Jene brüsten sich gar gern auf dem offenen Marktplatze mit ihren Arbeiten, während der Britte und der

*) Daß die Ueberspannung in mehrern der französischen neuesten Romane, von Damen phantastisch hingeworfen, fast unlesbar sey, wird der Zeitgeist richten.

Deutsche, wenn er auch, des innern Dranges voll, Romane dem Publikum lieferte, sich dieser phantastischen Spielerei schämt, und sich hinter die Coulissen zieht; — dieser Zug ist ein Beweis mehr für die Feststellung der Behauptung des finstern Ernstes der nordischen Nationen. Die Mehrheit schämt sich der romantischen Täuschung, die doch übrigens aber genußreich und anlockend ist, während der Süd-Europäer von seiner Nation erhoben wird, wenn sie ihn als beliebten, viel gelesenen Romanisten nach seinem wahren Namen nennen darf. Der englische Roman zeichnet sich aus durch kräftige Zeichnung der menschlichen Natur und oft durch sehr rührende, das Gefühl ergreifende Scenen. Die über ihn vielfach gemachte Bemerkung, daß er gewöhnlich sehr lang gedehnt sey, ist wohl nicht unrecht, und ein Beweis mehr von der brittischen Anhaltsamkeit im Fleiß, selbst was die Produkte der schönen Wissenschaften betrifft. — Es hält schwer, von den englischen Romanendichtern eine kurze, gedrängte Auswahl zu liefern, da dieses Feld überreich von ihnen bebauet worden. Schon beim Ausbruche des nordamerikanischen Freiheitskrieges verlor sich aber in Großbrittannien Sinn und Geist für das romantische Fach, und dieser Sinn starb fast ganz ab, seit England an den französischen Händeln einen so thätigen Antheil nahm. In Zeiten der Be-

waffnung erstirbt Kunst und Wissenschaft. — Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind wieder klassische englische Romanisten zu nennen. Dahin gehören: 1. *Richardson* (History of Pamela; — History of Clarissa, in das Deutsche sehr gut übersetzt von Theobul Kosegarten; — History of Sir Charles Grandison, ein Roman, welcher vielfach übersetzt ist, und wegen der Zusammenstellung schroffer Charaktere viel Aufsehn zu seiner Zeit machte). 2. *Fielding* (History of Tom Jones, vielfach übersetzt; — Amelia; — History of Joseph Andrews). 3. *Sterne* (Life and opinions of Tristram Shandy, ein in den vielen Uebersetzungen viel gelesener Roman; — A sentimel Journey trough France and Italy sind zu bekannt, als daß es deren Erwähnung noch bedürfte. Diese empfindsame Reise Yoricks hat auch in Deutschland drei Uebersetzer und viele Nachahmer gefunden; von Letztern hat aber denn doch wohl keiner Sterne's schnelle, lustige, unschuldige Satyre zu treffen gewußt). 4. Von *Goldsmith* ist im Romanenfach am gelesensten worden: the Vicar of Wackefield, dessen Styl so klassisch ist, daß man ihn mit Nutzen als Schulbuch für den englischen Unterricht gebraucht; er ist mehrfach in das Deutsche übersetzt und auch nachgeahmt, unter andern von A. Lafontaine. Uebrigens ist der Autor, Goldsmith, im hi=

storischen Fache noch rühmlicher bekannt). 5. *Mackenzie* (Man of feeling; — the Man of the World). 6. *Cumberland* (Arundel; — Henry; zwei Novellen aus der romantischen Vorzeit, welche bei anziehendem Stoff zu weitschweifig sind). 7. *Goodwin*, ein in der Stammlinie Verwandter des Grafen Harold, den Wilhelm von Normandie im Jahre 1066 von dem usurpirten englischen Thron stürzte, (Adventures of Caleb Williams; — St. Leon, a Tale of the 16. Century). — Außer vielen andern Romanisten haben sich in der englischen Literatur durch ihre Ausarbeitungen noch einen Namen erworben: Lady d'Arblay, Miß Robinson, Miß Radcliffe und Miß Smith.

Der deutsche Roman, der in dieser Abhandlung wohl ganz besonders berücksichtigt zu werden verdient, hat viele Perioden des Wechselganges erfahren; denn der Roman begleitet den Geist der Zeit, und geht ihm nicht, wie mystisch-politische Schriften, in dunkler Deutung voran. — Deutschland ist auch schon im Mittelalter reich an Romanen, und scheint beinahe der Stammbaum der Erhaltung dieser reichen Familie gewesen zu seyn. Wir dürfen nur nennen Epistolae obscurorum virorum (welche dem Ulrich von Hutten zugeschrieben werden), um den Leser daran zu erinnern, daß schon damals das Heft der

Fortpflanzung der Literatur in der Hand der Deutschen war. Freilich werden Kritiker mitunter es unbegreiflich finden, wie die Epistolae obscurorum hier ihren Platz finden; allein sie mögen stehen bleiben, eben so wie Hans Sachs hieher gehört. Ueberhaupt aber ist auch Deutschland dazu geeignet, ein solcher Centralpunkt zu seyn; denn es liegt in dem Herzen von Europa, sowol in politischer, als literarischer Hinsicht, und hat der Sagen aus der thatvollen Vorwelt gar viele. — Gottsched, so viel er auch bekrittelt ist, war dennoch der Gründer und Wiederhersteller der deutschen Literatur. Gellert versuchte sich auch in dem Roman durch das „Leben der schwedischen Gräfin von G***.“ Dann fanden sich mehrere Romanisten, wohin in dem Zeitalter der Wiederherstellung zu rechnen sind: Carl Ferdiner, oder der Verlobte zweier Bräute, von Dusch; ferner: Siegwart, eine Klostergeschichte, von J. M. Miller in Ulm, welche so anziehend war, daß sie eine Zeitläng den Ton angab. Jetzt erblühete durch die Gottschedsche Anpflanzung, wenn auch Bodmer in der Schweiz dagegen zu streben schien, in Deutschland ein neues Säculum für Literatur und Kunst. Der Streitschriften gegen Gottsched giebt es gar viele; davon kann aber hier die Rede nicht seyn. Der Erfolg rechtfertigt die gute Absicht, und dieser hat sich so gezeigt,

daß die deutsche Literatur jetzt die gerühmteste durch ganz Europa ist, eben so, wie die deutsche Sprache an den mehrsten Höfen jetzt zur Hofsprache geworden. Diese Achtung des Auslandes muß sich Germanien in aller Hinsicht zu erhalten suchen, und das hält in der That nicht schwer; denn sie ist dem Organ, wenigstens der nordischen Völker, nicht schwer auszusprechen, hat vielen Reichthum an Worten und Wendungen, und nicht die den klaren Ausdruck begränzenden Wortspiele der mehr armen französischen Sprache. Letztere eignet sich mehr zur Conversationssprache, erstere mehr zu dauernder Schriftstellersprache, besonders seit die neuern Reiniger hinzutraten.

Außer den grammatischen Reinigern Adelung, Moritz und andern, warf sich besonders Gotthold Ephraim Lessing mit einer erfolgreichen kritischen Anmaßung dem Unfug entgegen, welcher den baldigen Verfall der schönen Wissenschaften wieder befürchten ließ; er war es besonders, welcher die sogenannte Periode der Siebziger und Achtziger — indem die Zeit von 1770 bis 1790 das Blüthenalter der deutschen Literatur genannt wird — vorbereitete, ob er gleich auf fremden Schultern stand. Früherhin machten in Deutschland als Romanendichter Eindruck: Hermes (durch Sophiens Reise von Memel nach Sachsen) und andere, die noch in ungewissen Räu-

men schwebten und von Originalität entfernt blieben. Durch die Romane von J. M. Wieland, welche sich überall durch leichten Ton auszeichneten, fand mitunter das Feld der klassischen Griechheit schalkhafter, allgemeiner Satyre und des Orientalismus Nachahmer. Wir rechnen zu Wielands gelungensten Werken in dieser Hinsicht: Geschichte des Agathon, — die Abderiten, — Don Sylvio von Rosalva, — Aristipp und seine Zeitgenossen, — Diogenes von Sinope, — der goldne Spiegel, — und aus der letzten Zeit seines schriftstellerischen Lebens: Krates und Hipparchia. Musäus erregte durch seine „Volksmährchen der Deutschen" damals weniger Aufsehn, als er jetzt, wo man wieder in dem Romantischen schwindelt, machen würde. v. Göthe hatte den Ton, welcher in „Carl Ferdiner", „Siegwart" u. s. w. herrscht, mehr originalisirt, und durch „Leiden des jungen Werther," welchem in Briefen geschriebenen Roman eine wahre Geschichte, die im Hannöverschen spielte, zu Grunde liegen soll, erregte er zuerst allgemeines Aufsehn. Ein sehr schwärmerisches, doch nicht wild ausschweifendes Kraftgefühl waltet in diesem vielfach nachgeahmten, aber nicht erreichten, viel getadelten, aber noch jetzt sich erhaltenden Originalroman. — Wilhelm Meisters Lehrjahre, von Göthe, haben weniger Leser gefunden, als das Werk verdient. Es ist vor-

trefflich angelegt, nur muß der gewöhnliche Romanenleser sich durch den ersten Theil, wo Göthe in seinen Kunstansichten sich selbst gefällt, hindurch gewunden haben, um die Entwickelung der Geschichte, den Zweck des Romans, interessant zu finden. Schiller, der Unvergeßliche, hat weniger an Romane die goldene Zeit seines literarischen Wirkens verwendet; höhere Bilder schwebten ihm vor. Außer einigen kleinen erdichteten Erzählungen in seinen „kleinen Erzählungen" ist der einzige, von ihm in größerer Ansicht entworfene Roman: „der Geisterseher." Er erregte großes Auffehn, und es ist unentschieden geblieben, ob nicht die frühere Geschichte eines Fürstenhauses aus dem südlichen Deutschland den Stoff dazu hergeliehen habe. Schiller, wie es heißt, von hoher Hand motivirt, vollendete diesen, in seiner kraftvoll-geheimnißreichen, düstern Sprache anziehenden Roman nicht, worauf denn ein X. Y. Z. *) denselben fortsetzte. Klinger (Orpheus, eine tragi-komische Geschichte, — Plimplamplasko, — Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrt, — Geschichte Giaffars). Friedrich Nicolai (Leben und Meinungen des Magister Se-

---

*) X. Y. Z., der Verfasser dieses verunglückten Versuchs einer Ausführung des Entwurfs eines Schiller, hieß Ernst Ferdinand Follenius.

baldus Nothanker; ein Roman, der, in dem damals geltenden englischen Styl gegeben, viele Leser gefunden hat; — Geschichte eines dicken Mannes, — Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert, — vertraute Briefe von Adelheid B... an ihre Freundin Julie S...). Meißner. Seine Skizzen sind ganz in den leichten Schwung der Romantik eingreifend; man darf nur die liebliche Erzählung: „die Haselnußschale" lesen. — Alcibiades, ein historischer Roman, wo der Roman die Historie verschlingt. — Bianka Capello, aus italienischen Geschichten entnommen, und dieses Werk, welches verschieden gestaltet dem Publikum mitgetheilt wurde, erschien in seiner letzten Vollendung, wohl nicht mit Unrecht, als ein Meisterwerk. Meißner's „Julius Cäsar" gehört auch unter die historischen Romane. Wezel ist mehr in psychologischer und anthropologischer Hinsicht bekannt, als in literarischer. Allein, sein „Leben des Tobias Knaut," sein „Hermann und Ulrike," seine „Wilhelmine Arend" verdienen als Nationalromane genannt zu werden. J. G. Schummel (Spitzbarth, eine Satyre auf die herrschende Erziehungsmethode; — der kleine Voltaire). Müller, Joh. Gottwald, zu Itzehoe (Siegfried von Lindenberg, — Emmerich, wiewohl nicht so originell; — Komische Romane aus den Papieren des braunen Mannes). Freiherr von Hippel zu

Königsberg (Lebensläufe in aufsteigender Linie, — Kreuz- und Querzüge des Ritter A — Z). Friedrich Schulz (Moritz, — Albertine, — Leopoldine; drei ausgezeichnete Romane, welche zu der Zeit ihres Erscheinens viel Aufsehn erregten). Jacobi „Woldemar". Heinse (Ardinghello, oder die glücklichen Inseln; ein Roman, der Gelegenheit dazu geben soll, die Ideen über Kunst zu entwickeln). Moritz August von Thümmel „Wilhelmine", ein poetischer, wohl getroffener Roman; dann: „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich", etwas weit gedehnt, locker, und ein Zwitter zwischen Roman und Reisebeschreibung; es findet sich darin keine Katastrophe, keine Entwickelung, so sehr auch das Werk seines fast frivolen Tones, seiner schalkhaften Situationen wegen allgemeinen Beifall gefunden haben muß. — Aus dieser Zeit müssen wir auch noch erwähnen: Adolph Freiherr von Knigge „die Reise nach Braunschweig", die „romantischen Erzählungen von Theobul Kosegarten", und nachdem „die graue Mappe", welche einen sehr romantischen Schwung zeigt, besonders in der Darstellung „Licht und Schatten im menschlichen Herzen".

Eine kurze Zwischenperiode machten in neuerer Zeit die Ritterromane. „Götz von Berlichingen" (Schauspiel von Göthe) hatte so viel Aufsehn erregt,

daß sich viele Nachahmer in diesem Fach fanden. Besonders reich an solchen Produkten ist Spieß und Cramer; des letztern Ritter Bomsen in „Hasper a Spada" ist das Ultra der übertriebenen Rittersprache. Cervantes machte in Spanien das Ritterwesen durch seinen „Don Quixotte" lächerlich; in Deutschland verdrängte die Mode der Ritterromane eine andere Manier. Die Aug. Wilhelm Schlegelsche Schule (wenn man sie so nennen will) erweckte viele Kunstjünger, und seine „Lucinde" gab den Ton an zu einer Art von Moral, die bei dem Menschen von gewöhnlicher Ansicht leicht mißverstanden wird. Schlegel ist Meister in der deutschen Sprache; er scheint sie fast zu beherrschen, seine trefflichen Uebersetzungen beweisen es; aber die „Lucinde" würde er vielleicht jetzt selbst gern wieder zurück nehmen. Jean Paul (mit seinem wahren Namen Johann Paul Friedrich Richter) ist Original, fand aber nur unglückliche Nachahmer, weil keiner von Allen in das ungeheure Gemisch großer Geistesfunken eine, wenigstens nothdürftige Einheit und Verbindung zu bringen wußte, wie er. Aus der Mehrzahl seiner Schriften ist auszuheben: Hesperus, oder fünf und vierzig Hundsposttage, — Leben des Quintus Fixlein, — das Kampanerthal, — der Jubelsenior, — Titan (dieser Titan scheint in diesem Fache alle Glut des

Meteors unter den Romanisten in der vollsten Kraft zu enthalten; eigentlich kann man Jean Paul auch einen Kometen nennen, da er in entgegengesetzter Bewegung das Feld der Phantasie durchkreuzt). Keine Parthei nahm in der neuern Zeit in dieser Hinsicht August von Kotzebue. Ohne Stifter einer neuen Manier seyn zu wollen, hat er doch auch im Romanenfach mit seiner fruchtbaren Feder viel geliefert. Dahin gehören zuerst: „Leiden der Ortenbergischen Familie". Seine „Flucht nach Paris" ist auch unter die Romane zu rechnen; in seinen „kleinen Erzählungen" sind bei dem reichen Aufwuchs seiner Phantasie viele Romane enthalten. Späterhin hat seine „Leontine" viele Leser gefunden; aber wo bleibt die moralische Tendenz? — Sein, troß allem Widerspruch, ausgezeichneter Genius ist mehr für das Drama, als für die Romantik. — Eine kleine Episode machten unterdessen auch die Räuberromane, mit denen Vulpius durch seinen „Rinaldo Rinaldini" den Scribleru voranging. Bei Vulpius ist Kraft und Originalität; die Kunstjünger und Nachahmer werden aber selten gewürdigt, besonders bei einem so widrigen Gegenstande der Bearbeitung. — Eben so wenig hat August Lafontaine sich zu einem Stifter neuer Manier aufwerfen wollen, ohnerachtet es in seiner Gewalt gestanden hätte. Er ist vielleicht der frucht-

reichste Romanendichter in Deutschland, und seine Romane scheinen besonders eine Lieblingslectüre der Damen zu seyn. Er trat zuerst auf mit pseudonymen Namen in dem „Naturmensch“; gleich darauf erschien unter demselben Namen: „der Sonderling“, der noch größeres Aufsehn erregte. Schnell kam Lafontaine in Schwung, und wurde ein Lieblingsschriftsteller der deutschen Nation. Seine pseudonymen Namen „Miltenberg“ und „Fredau“ legte er nun ab, und trat unter eignem Namen ruhmvoll auf. Er ist ein sehr reichhaltiger Schriftsteller, von unerschöpflichem Stoff und sehr reiner Phantasie. Die kleinen, momentanen oder lokalen Launen der Abschweifung bedürfen hier keiner Erwähnung. Viel gelesen von ihm ist, außer dem „Naturmensch“ und „Sonderling“, seine „moralische Erzählungen“, ferner: Gewalt der Liebe, — Quinctius Heymeran von Flaming, — die Familie Halden, — Carl Engelmanns Tagebuch, — die griechischen und römischen Romane: Aristomenes und Gorgus, Romulus und Remus, — Rudolph von Werdenberg, — St. Julien, — Clara du Plessis und Clairant, — Leben eines armen Landpredigers, — das Bekenntniß am Grabe, — Rosaura, oder das Grabgewölbe, — Isidore, — die Familie Bärburg, — der Hausvater, — Familienpapiere, — und viele andere. — Auch traten in der neuern Zeit mit vielem Erfolg auf und

fanden ein großes Publikum, Gustav Schilling und der unter dem Namen Friedrich Laun sich anzeigende Schriftsteller. Von ersterm wurde zunächst bekannt „Guido von Sohnsdom", und von letzterm gefiel „der Hahn mit neun Hühnern". Wem leichter Styl und ein etwas lockeres Wesen ansprechend ist, dem gefallen die vielen Romane dieser beiden Schriftsteller. Doch kann man besonders bei Schilling, wenn er nicht mehr mit seinem Publikum spielt, es nicht verkennen, daß er zu rühren weiß, ernste Gedanken, einen großen Schwung hat, und in dem Weltton und in den feinern Schattirungen der größern Verhältnisse Beobachtungen angestellt hat, die er glücklich wieder zu geben weiß. — Um gleiche Zeit zeichnete sich aus in einer andern, mehr schwärmerischen Manier von Bilderbeck durch „die Urne im einsamen Thale", „die Brüder" u. s. w. — Zschokke durch „Abällino, oder der große Bandit" (er hat als Schauspiel viel auf dem Repertoir der größten Bühnen gestanden, und ist auch als erzählender Roman erschienen), „die schwarzen Brüder", „die Männer der Finsterniß" u. s. w. — Franz Horn „Heliodora" und viele andere. — Die französische Invasion in Deutschland hatte die Freiheit der Gemüther gehemmt, und die Schriftsteller mußten auf ihrer Hut seyn, weil der französische Argwohn jedes zweideutige Wort bestrafte;

eben so wenig aber gab es bei dem Zerreißen aller großen Verhältnisse auch noch viele Leser, welche durch ihren Beifall die Mühe des Schriftstellers belohnten. In dieser Zwischenperiode des Zwanges erblühte kein Original. Die Schriftsteller, welche im Besitz ihres Namens waren, schrieben mit Behutsamkeit fort; aber man sieht fast durchgängig allen Lieferungen aus dieser trüben Nebelzeit den lästigen Zwang an. Als für die Befreiung Deutschlands Vorkehrungen getroffen, das Volk begeistert werden sollte, trat Baron de la Motte Fouqué mit gutem Erfolg und mit vielen Nachahmern in den Träumen verflossener kriegerischer, deutungsvoller, oder eigentlich abergläubischer Jahrhunderte auf. Sein Ton ist noch an der Tagesordnung, und scheint im Theoretischen das zu seyn, was das Turnwesen im Praktischen ist. Von ihm ist besonders bekannt geworden: Undine, — der Zauberring, — Graf von Lindenstein, — und überhaupt ist Fouqué ein sehr glücklicher, reicher und vielseitiger Schriftsteller. — Unter den Schriftstellerinnen deutscher Nation haben sich besonders ausgezeichnet: Caroline Pichler, geb. Greinert, durch „Agathokles." — Claudina Lahn (ein fingirter Name, der eigentlich Wittwe Lohmann heißen sollte): „Lottens Tagebuch", „die Liebe im Weinberghüttchen" und meh=

rere. — Sophie la Roche, die geistige Freundin Wielands, u. a. m.

Ehe wir die Geschichte des Romanenwesens in Deutschland beschließen, müssen wir noch bemerken, daß Viele, welche sich einen Namen gewannen, hier nicht aufgeführt werden konnten, und man braucht nur den Heinsius und den Leipziger Meßkatalog nachzusehen, um sich davon zu überzeugen, daß das Feld der Romane übertrieben mit Unkraut wuchert. Fände ein jeder Romanendichter seinen Verleger, es würde dann am Ende wohl sogar an Feldarbeitern fehlen; denn in diesem eigentlich so schweren, und für den Wagehals so leichten Felde will sich ein Jeder versuchen, der so etwas von Phantasie in sich fühlt, mag sie auch in widriger Mißgestaltung ihn erweckt haben. Deutschland wird überladen mit Romanen; die Gehaltlosigkeit, die versteckte Anlockung verdirbt das Volk. Zu den rein moralischen Romanen müssen wir zurückkehren.

Die Taschenbücher sind auch ein Cyklus kleiner Romane in neuerer Zeit geworden, und man kann wohl sagen, daß sie viel zu sehr überhand nehmen und gute Romanendichter durch die Spekulationen der Buchhändler von der wahren Tendenz des Romans entfernen. Ein, seinen Werth fühlender Dichter muß überall selbstständig erscheinen wollen;

ein Taschenbuch ist aber ein olla potrida, ein Ragout von schlechtem und guten Fleische, wovon nur der Verleger die Kraftbrühe genießt. — Unter den Taschenbüchern der neuern Zeit, so weit sie in das Gebiet der Romantik greifen, zeichnen sich besonders aus: 1. das Beckersche Taschenbuch, in einer langen, bewährten Reihe von Fortsetzungen, jetzt weiter herausgegeben von Friedrich Kind, der auch als Romanenschriftsteller seinen rühmlichen Platz einnimmt; 2. das Taschenbuch der Liebe und Freundschaft, in mehrern Fortsetzungen; 3. Minerva, mehr anziehend wegen seiner schönen Rambergschen Kupferstiche, als wegen des Inhalts; 4. Urania, worin viele liebliche Geschichten und Erzählungen in romaneskem Ton enthalten sind; 5. das Taschenbuch von de la Motte Fouqué herausgegeben; 6. das Wiener Taschenbuch, herausgegeben von Degen, welches leider! eingeschlafen ist; denn es gab nach der hieher gehörenden Ansicht wenigstens Antönungen zu der Romantik. 7. Eben so gab Iffland's dramatisches Taschenbuch, welches den Mimikern immer bedeutungsvoll seyn muß, in den ersten Jahrgängen Erzählungen, in das Gewand des Romans gekleidet.

Manche Dichter warfen auch ihre Produkte höherer Art in die Form eines Taschenbuchs; es ist zu

bewundern, wie Friedrich Schiller seine Jungfrau von Orleans einer solchen Spekulation hat hingeben können. — Das Taschenbuch dramatischer Spiele, von A. v. Kotzebue, vielleicht das reichhaltigste von allen, wenn man etwa Zimmermanns Taschenbuch der Reisen ꝛc. ausnimmt, kann hier seine Erwähnung nicht finden, da Kotzebue sich nur mit Darstellungen der dramatischen Kunst, und Zimmermann mit Reisebeschreibungen beschäftigt. Beide haben an einer andern Stelle ihren wohl verdienten Ruhm; hieher gehören sie nicht, eben so wenig wie Archenholz Geschichte des siebenjährigen, und Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges, in Taschenformat gezwängt.

Die Taschenbücher kommen immer mehr an die Tagesordnung, und wenn Männer von Geist glauben, daß diese Neujahrsgeschenke zur Förderung der Literatur beitragen, und einen bessern dichterischen Verein bilden, so irren sie gar sehr; denn theils wird dem Leselustigen, dem Bücherfreunde der Ankauf eines Taschenbuchs sehr kostbar wegen der Kupfer, auf welche der Verleger viel Geld verwenden muß, um seine Waare marktgängig zu machen; theils wird die Spielerei der Taschenbücher für manchen guten Dichter, der Beruf und Talent für größere, ein geschlossenes Ganze bildende Ausarbeitungen hat, verwöhnend,

so daß er nun nur noch flüchtige Bilder in Crayon hinwirft und sein Licht unter den Scheffel stellt; und endlich werden doch Taschenbücher, ein Gemisch von Vielerlei, nie als Nationalwerke in einer großen Bibliothek aufgestellt werden können. Poetische Blumenlesen als Taschenbücher zusammen gestellt, wie früherhin das von Voß u. a. war, womit der Reigen dieses Erzeugnisses der Literatur in Deutschland eröffnet wurde, sind allerdings schätzenswerth; denn mancher Dichter findet für seine Poesien keinen Verleger, durch die Aufnahme seiner Dichtungen in einem poetischen Taschenbuche findet er selbst neuen Aufschwung und Ermuthigung, und der Zeitgeist wird dadurch gefördert; nur die Aufnahme des Romans, auch der Novelle, in ein Taschenbuch, lähmt und beschränkt diese Gestaltung beliebter Dichtung bei manchem in seinem eigenthümlichen Gewande gern gelesenen Romanendichter.

So viel von der Literatur des Romans der Deutschen, woraus zu ersehen, daß deutsche Schriftsteller das Feld der Romane wohl bebauet, aber auch überschwemmt haben. Eine genauere Sichtung dürfte vielleicht nöthig seyn; sind aber die Institute unserer kritischen Zeitschriften dazu geeignet? Den Erfolg unserer kritischen Zeitschriften muß man auch wieder dem Zeitgeiste anheim stellen, und nach dem jetzigen, herr-

schenden Tone wird bald der innere Gehalt den Romanen fehlen; fromme, religiöse, militärische Romane werden erscheinen, die Tendenz des Romans wird verschwinden, und auch der Leser in seinem Urgefühl kalt an ihnen vorüber gehen. — Der falsche Prophet beugt gern seinen Nacken, weil er als Kosmopolit die Förderung des Guten und Schönen wollte.

Von andern Nationen sind für Deutschland die etwa erschienenen Romane ohne alle Ansprache. Rußland hat keinen nennenswerthen Romanendichter; Schweden eben so wenig; die dänischen guten Romane sind in deutscher Sprache geschrieben und gehören zu der deutschen Literatur; von der Türkei ist kein Roman, der zu deutscher Kunde gekommen sey, bekannt; von Persien her aber haben die Mährchen von Aly Achmendy glückliche Uebersetzer und Nachahmer in Deutschland gefunden.

Es giebt viele Gelehrte, welche Feinde der Uebersetzungen sind, und die Uebersetzer als Personen mechanischen Sinnes betrachten. Allein, wir glauben der Meinung seyn zu dürfen, daß durch gute Uebersetzungen, auch im Felde der Romane, die deutsche Sprache immer noch mehr bereichert wird. Um nur Einiges in dieser Hinsicht anzudeuten, so hat Bertuch in seiner Uebersetzung des Don Quixotte bei dem Sancho Pansa die deutsche Sprache mit Sprichwör-

tern glücklich bereichert, und die Schlegelschen Uebersetzungen kann man füglich als Originale lesen. Selbst Schiller hielt es nicht unter seiner Würde, zu übersetzen, und es ist ein Triumph der deutschen Sprache, klassische Uebersetzungen liefern zu können. Man entschuldige die kleine Abschweifung, daß wir in dieser Hinsicht, um die Reichhaltigkeit, das Klassische der Sprache zu beweisen, die Uebersetzung des Homer von Voß, und die Uebersetzung der Tragödien des Aeschylus und Sophokles durch Stollberg anführen. In gelungener Uebersetzung liegt der Ruhm der Sprache, und keine lebende kommt in dieser Hinsicht der deutschen leicht gleich. Aus allen Sprachen haben wir die gelungensten Uebersetzungen durch die beiden Schlegel, Voß, Kosegarten, die Grafen von Stollberg und viele andere.

Unter den deutschen Romanendichtern verdienen außerdem noch einen ehrenwerthen Platz: Theodor Hell (sein wirklicher Name ist Winkler, bei dem Theater in Dresden mit dem Titel Hofrath angestellt; seine kleinen Erzählungen sind lieblich, und verdienen in besonderer Sammlung zu erscheinen); Ernst Wagner (seine „reisenden Maler", sein Roman „Wi-

libald's Ansichten des Lebens" gefallen, und haben Anspruch auf Originalität); W. G. Becker (seine „Darstellungen" haben in einer Reihe kleiner Erzählungen ihm wohl zunächst vorzüglich, wenn man von dem Sammler ihn hier klassisch trennen muß, Beifall erworben); Sintenis „Theodors glücklicher Abend"; die „Andeutungen oder kleine Erzählungen" von Schmidgen sind bekannt; von Oertel heben wir „das Grab" als bedeutend aus; von Fr. H. Bothe seine „Rosaura", und zu bemerken ist bei dieser Gelegenheit noch, daß von Werner in erzählendem Ton auch „die Söhne des Thales" (der Sturz des Templerordens) in romaneskem Gewande erschien. Langbein's „Schwänke", „Feierabende", Talismane gegen die Langeweile" ꝛc. gehören zu den Lieblingsromanen unserer Zeit. — Von andern, Aufsehn erregenden Sachen in dieser Manier, blieben anfänglich unbekannt: der Verfasser des „goldnen Kalbes"; es ist der Graf v. Benzel-Sternau, ehemals badenscher und primatischer Minister; ferner: der Verfasser von „Pächter Martin und sein Vater"; sein Name ist unbekannt geblieben. Die „Straußfedern" verdienen auch rühmlichst bemerkt zu werden; Verfasser ist Musäus, ein wahrer Name, auch Verfasser der „Volksmährchen"; er war Schulmann in Weimar. Hieher gehören auch noch unter die Aufsehn erregenden

Romane: „Julchen Grünthal", eine Erziehungsgeschichte (die zu Berlin 1814 verstorbene Mad. Helene Unger ist Verfasserin); „Agnes von Lilien" (man eignet diesen sehr wohl geschriebenen Roman einer nahen Verwandtin Fr. v. Schiller, einer Frau von Wollzogen, zu; „Elisa, oder das Weib wie es seyn sollte" (von einer unbekannt gebliebenen Feder).

Noch ein Mal muß hier am Schlusse dieses Abschnittes die Bemerkung stehen, daß von dem deutschen Romane nur Beispiele gegeben werden konnten; viele, gewiß sehr schätzenswerthe Romanendichter, und auf der andern Seite auch viele schätzenswerthe Werke aufgeführter Schriftsteller mußten unangeführt bleiben, indem das Ganze nicht zu der Theorie des Romans, sondern zu der Literaturgeschichte desselben gehört. — Die Aussichten für das Feld der Romane sind für Deutschland ohne Zweifel sehr erfreulich. Der Schriftsteller in diesem Gebiet bilden sich immer mehrere, und der Sinn des leselustigen Publikums wird immer geregelter. Der Geschmack der Lesewelt hat aber eine rückwirkende Kraft auf den Romanendichter, wenn man etwa einige bizarre Köpfe oder Meteore von Originalen ausnimmt. — So sehr auch manche allzu prosaische Köpfe über das Romanenwesen einen unerträglichen Lärm treiben, so sind doch die Vortheile der Leselust und der Schreiblust, wenn ein Volk erst

auf dem Standpunkte der Bildung sich befindet, als jetzt die Deutschen, nicht zu verkennen, von den Gegnern nicht abzustreiten. Denn, (wohl bemerkt, daß wir den Standpunkt deutscher Bildung als nothwendige Voraussetzung heraushoben), so wird durch das ganze Romanenwesen in seinem Fortschreiten theils die Sprache der Schriftsteller gerundeter und gewandter; theils macht die feinere Büchersprache und die Situationen der erdichteten Personen bei manchem Leser einen Eindruck auf das wirkliche Leben, um dieses, wie der Franzose sagt, poli zu machen, woran es, nach dem Ton der Zeit, dem Deutschen früherhin so sehr fehlte. In den Zeitgeist, in den Strom der Zeit einzugreifen, ist das Hauptaugenmerk jedes klugen Demagogen, und der Roman, welcher die Sitten der Zeit in einem schönern, oder wenigstens erfreulichern Lichte durch Beispiele uns darstellt, ist ganz dazu geeignet, unbemerkt den Anton zu einer Stimmung in der Totalität des Volks zu geben, ungleich mehr als die Aufrufe in den Fieberparoxismen kriegerischer Entwickelung. — Achtung also auch von den Politikern, den Staats- und Geschäftsmännern denen, welche in dem satyrischen, oder in dem politischen Roman ihre Meinungen und Rügen süß candirt niederlegten, die nur der Kenner schmeckt, und die dem gewöhnlichen, dem Alltagsmenschen eine un-

bekannte, unbeachtete Kost sind. Es wird aber viel für das Publikum geschrieben, was nur Wenige verstehen und würdigen sollten; der Roman gehört unbedingt zu dieser geheimen Polizei über den menschlichen Geist und über das Treiben der Menschen.

Der Zweck des Romans.

Ohne Zweck, möchte man sagen, giebt es überall keine Regel in der Welt. Der Zweck des so oft bestheidigten Romans ist daher sehr scharf zu bezeichnen. Freilich wollen oft die Menschen die Wahrheit, welche ihnen so nahe liegt, nicht kennen; sie achten oder lieben den Zweck der Wahrheit, aber aus vielen Gründen der entarteten Natur können oder wollen sie die Mittel nicht ergreifen, und das Ringen nach edler Gestaltung ist ihnen unbequem; Phlegma und Genuß sind vorherrschend. — Daher ist denn der gute Roman ein Impuls für die Menschen, ihnen zu zeigen, nicht wie sie sind, sondern wie sie seyn sollten, und ein Romanendichter hat nichts angelegentlicher zu beobachten, als daß er diesen Zweck nie aus den Augen verliert, daß die Glut der Phantasie ihn nicht hinreißt, aus seiner Individualität in Scenen sich zu

verirren, welche dem Dritten nicht ansprechend, nicht erwärmend, nicht belehrend sind.

Unterhaltung, und bei der Unterhaltung auch Belehrung und Sehnsucht nach Veredlung, sind der Zweck. Es giebt der müßigen Stunden im Menschenleben, welches eigentlich stets rege seyn sollte, so viele, besonders in der vornehmen Welt; es giebt außerdem der Stunden so viele, wo der gebildete Mensch, der nach mehrerer Vollendung strebt, in seinem intensiven Leben sich ermüdet, oder wohl gar erschöpft fühlt; es giebt der Stunden, wo wir, zwischen der wirklichen Alltagswelt und der idealen Welt schwankend, erstere vermeiden wollen und letztere nicht erreichen können, aus eigner innerer Kraft. Da ist der Roman an seiner Stelle, und jenes Sehnen nach einem Ideal menschlicher Schöpfung, jenes Schwärmen unter den Gebilden, welche der Dichter mit erhöheter und verschönter Wahrheit des wirklichen Lebens aufzustellen hat, reißt uns unwillkührlich mit ihm fort, sobald unsere Phantasie nicht zu hart durch den Druck des wirklichen Lebens gefesselt ist, oder, sobald Tugend, Moralität, Religion nicht Schiffbruch gelitten und den zarten Sinn für süße Schwärmerei in der Ideenwelt nicht erdrückt haben.

An dem Roman muß doch also wohl etwas seyn,

und er findet in der Lesewelt die mehrsten Leser. Er setzt den Geringen in Verbindung mit der höhern, oder überhaupt der ihm fremden Außenwelt; er führt uns in ein magisches Helldunkel, wo wir so eigentlich in Zweifel bleiben müssen, ob die von dem Dichter uns hingegebene Gestaltungen wirklich im Leben sich bewegten oder nicht. Mit kurzen, aber gediegenen Worten sagt Eschenburg über den Roman: „überhaupt hat auch diese Gattung den zwiefachen Zweck aller Poesie, zu gefallen und zu belehren; und ein Roman ist desto vollkommner, je mehr er beide Zwecke mit einander vereint. Nur muß man nicht das Gefallen bloß im Belustigen, noch den Unterricht bloß in eigentlichen Lehrvorschriften, oder allgemeinen Betrachtungen setzen; sondern beides in einer so treffenden, wahren Nachahmung der Natur, die unsere Phantasie lebhaft unterhält, unser Herz innig beschäftigt, und auf unsern Willen vortheilhaft wirkt. Sodann können wir durch Lesung des Romans unser Gefühl verfeinern, mit der Welt und der menschlichen Natur bekannter werden, und zugleich unsern Geist unschuldig und angenehm unterhalten."

Man muß den Zweck des Romans von der Tendenz desselben, wovon wir auch in einem besondern Abschnitt reden, nicht verwechseln. Der Zweck ist gewisser Maßen das, was der Schauspieler seinem Pu-

blikum seyn soll, er soll ihm eine angenehme Unterhaltung geben; man soll bei diesem Zweck in dem Romanendichter den darstellenden Schauspieler sehen, der unsere Phantasie ergreift, und uns auf das Theater führt, wo wir lebende Gestalten vor uns sich bewegend finden. Die Tendenz hingegen ist davon weit unterschieden, sie gehört den Moralisten, den Philosophen an; übrigens aber sind Zweck und Tendenz bei dem guten Roman in dessen Vollendung nur Einheit. Beide müssen sich umarmen, oder der Roman ist entweder unmoralisch, oder gehaltlos und langweilig, ja sogar gefährlich und vergiftend; es wird darüber die Verhandlung „über die Tendenz" das Weitere angeben.

Jeder Mensch hat ein moralisches Ehrgefühl, die Natur prägte es ein; verwandt, nahe oder fern mit dem wirklichen Leben, wie es nun einmal ist, sucht er Nahrungsstoff für dieses angeborne, geistige Bedürfniß; nichts kann ihm diesen Nahrungsstoff leichter zuwenden, als der Roman, wo die Phantasie, deren Anstrengung eine Lust ist, in geschäftiger Bewegung sich befindet; und eben jene Leichtigkeit, durch den Roman das Bedürfniß geistiger Natur zu erfüllen, reißt zu dem Romanenlesen, zu dem Romanenschreiben hin. Eine jede Sache will aber ihre Gränzen haben, also auch das Romanenlesen. Der Mensch

muß seine Phantasie, den Nahrungsstoff für die Ideenwelt, der nothwendigen wirklichen Welt nicht entreißen, und darum hat der Romanendichter ganz besonders darauf zu sehen, daß er — wovon in diesem Abschnitt allein die Rede seyn kann — den Zweck des Romans auf das wahre, wirkliche Leben zurückführe, es zu ermuthigen; dann ist der Roman folgereich und wohlthätig. — Wenn man, ausgesöhnt mit der Welt, wie sie nun einmal ist, und mit liebevollem Herzen das Buch zulegt; wenn man etwa in trüber, sanfter Wehmuth sich gerührt findet, oder wenn man die unschuldige Laune des freien Dichters in sich selbst zu neuer Lebenslust fühlt: dann hat der Roman seinen ursprünglichen Zweck erreicht! —

Etwas über die Tendenz.

Eben so wie die Fabel ohne Lehre ihren Zweck als Fabel verlieren, und keine Ansprache finden würde, eben so würde der Roman nur ein leeres Geschwätz seyn, wenn nicht ein jeder einzelner Roman eine am Schluß sich findende Tendenz hätte. Diese Tendenz wird bei dem Roman freilich nicht, wie bei der Fabel, in wenigen Worten ausgesprochen; sie liegt versteckt, und eben das Mystische, das Ueberraschende ihres Auffindens muß den Leser mit der Zeit, welche er auf das Lesen des Buchs verwendete, und mit dem Schriftsteller, der ihn so lange an Traumgestalten zu fesseln wußte, versöhnen. Dies zu bewirken, wenn die Tendenz erreicht wird, ist eigentlich gar nicht schwer; denn der Mensch ist ein gar sehr neugieriges Geschöpf. Freilich aber finden wir viele Romanendichter, welche eine Tendenz, wie der kleinere Roman,

die Fabel sie schon begehren, nicht berücksichtigen, und sich bloß darauf beschränken, aus der Masse der handelnden Personen zuletzt einen Cyklus zu bilden, wo man die Aengstlichkeit bemerkt, daß das gewöhnlich übereilte Ende auch alle Personen in sich fasse. Allein solche Romane lassen dem Leser, die Geschichte mag noch so anziehend gewesen seyn, eine Art von Leere zurück, wenn er das Buch aus der Hand legt; die Täuschung, daß das Roman gewesen, was er gelesen, wird ihm klar, und die dunkle Ahndung, belehrt zu werden, die unbewußt jedem Leser vorliegt, ist unerfüllt geblieben. Die Mühe, die Entwickelungsperiode aufzuforschen, war dem guten Leser (und für diesen schreiben wir nur) umsonst.

Die Tendenz nennen wir im Roman die Entwickelung eines Lehrsatzes der Moral durch praktisches Beispiel; hiernach ist also der Roman eine etwas ausgedehntere Menschenfabel. Hätte Aesop, der erste, fleißige Bebauer der Fabel, woraus nachher das Romaneske erwuchs, seinen Thieren Menschengestalten und Menschenansichten gegeben, seine Fabeln würden dann auch nicht so kurz seyn, wie in der Thierwelt es nöthig ist, indem der anziehende Stoff mangelt. So geht der gute Roman mit seiner weit gedehntern Tendenz eingreifender in die geheimen Gefühle der menschlichen Natur ein, und giebt durch Beispiel und

leise hingeworfene Darstellungen oder Bemerkungen da die Warnungen und Lebensansichten, wo Verwandte, Freunde und Nachbarn nicht reden mögen. Jeder Schriftsteller im Roman muß daher dahin sehen, daß ein moralischer Zweck der Grundstein seines idealen Gebäudes sey. — Freilich haben wir auch viele unmoralische Romane ohne gute Tendenz; aber sie verschwinden auch wie die Giftblumen mit der gelben oder blauen Farbe. Zu beklagen ist es, daß wir unter den deutschen Romanisten auch mehrere mit anlockenden, aber moralisch-schlechten Tendenzen haben; dahin gehört unter andern Kotzebue in seiner Leontine, die viel berühmte, dann berüchtigte Lucinde von Schlegel, Wieland's Göttergeschichten u. s. f. — Was die Tendenz betrifft, so schrieben in der neuesten Zeit rein moralisch in der germanischen Sprache unter Andern Lafontaine (einige Episoden ausgenommen) und, wen wir bei diesem Abschnitt der Theorie als ruhmwürdig aufstellen können, ist de la Motte Fouqué. Seine Sachen sind klar und gemüthlich, ohne in das Phantastische zu schwärmen, und er wird nie dem Laster einen schönen Mantel umhängen wollen, wodurch so viele Romanendichter sich Ruf, Namen, Leser und zunächst einen Verleger gewinnen wollen. Es ist zu beklagen, daß in dem südlichen Deutschland nicht mehrere Dichterköpfe, denen das Metrum zu

schwer fällt, oder die dasselbe sich nicht aneignen können, die Romane von Bedeutung einfacher und leerer, oft aber auch platter sind; — daher die Nachdrücke von Nord-Deutschlands Erzeugnissen der Phantasie; — doch diese Nachdrücke sind eigentlich eine Prämie für Nord-Deutschland.

Ist die Tendenz eines Romans nicht moralisch gut, so ist er den mit dem wirklichen Leben noch unbekannten, in sich selbst noch nicht festgestellten Gemüthern ein wahres Gift, besonders wenn Sprache, Situationen, Zusammenstellung der Charaktere und die schimmernde Außenseite des Lasters anlockend waren. „Solche Romane," sagt Eschenburg, „worin das Laster empfohlen und die Wollust verführerisch geschildert wird, sind äußerst verwerflich. Und überhaupt — fügt er hinzu — muß man aus der Lesung solcher Werke nur beiläufige Erholung, nie aber einzige oder herrschende Beschäftigung machen."

Der letzte Satz führt uns auf die Gränzen im Romanenlesen und Romanenschreiben. Was die Gränzen im Romanenschreiben betrifft, so wird an andern Orten mehr darüber gesagt; hier nur so viel: daß man nicht glauben muß, bei einer aufgefaßten, auszuspinnenden Idee auch gleich an das Werk gehen zu können, und sich dann über die Zahl der Bogen, welche vom Setzer bis zum Leser, und von diesem bis

zum Antiquar langweilen, selbstgefällig zu freuen; lange muß in den Augenblicken der Weihe — denn die Muse ist uns nicht immer hold — der Roman in unserer geistigen Anschauung reiflich erwogen, die Moralität des Effekts, des Endes der Fabel, reiflich mit philosophischem Geist — hier scheidet der Dichter von dem Moralisten — geprüft werden, und sind wir mit uns einig, liegt das Ganze vollendet in unserm Innern da: dann muß auch, aber auch dann nur, der Roman hingeworfen werden, und so schnell an uns vorüber schwinden, wie ein Sommernachtstraum. Dies erinnert uns an Schillers Bemerkung, der, unzufrieden mit den beiden letzten Akten seines „Don Carlos", in den Briefen über Don Carlos selbst bemerkt, daß auch das größte poetische Gemälde nur das Werk einiger Monate seyn müsse, und daß Glut und Phantasie des Dichters nicht zerrissen und gestört werden dürften. — Bei dem Roman ist dies derselbe Fall. Man findet es gleich, wenn die Einheit nicht beobachtend wahrgenommen worden, und dies kann nur durch ununterbrochen fortgesetzte Ausarbeitung des Phantasiengemäldes geschehen. Einheit aber ist, worauf wir noch oft zurückkommen werden, der Nerv des ganzen Weltbetriebes; wie im Großen, so im Kleinen. Der Roman muß also auch in der Einheit sich auflösen, er muß eine große Fabel gewesen seyn, der

nur eine Moral in der Hauptsache zum Grunde liegt. Dann ist der Leser mit dem Dichter einverstanden, und ersterer dankt dem letztern, ohne ihn zu kennen.

Im Romanenlesen sind die Gränzen der Vorschriften, oder vielmehr der Warnungen, fast unerfindbar. Wollte man für das gewöhnliche Publikum Romane schreiben, die Eingang finden müßten, — das würde in der That nicht schwer fallen; man dürfte dann nur, was leider! mancher Dichter sich erlaubt, brav locker schreiben. Nebenbei finde hier die Bemerkung ihren Platz, daß, wenn denn nun einmal locker geschrieben werden soll, die ganz platte Lockerheit nicht so gefährlich für die Sittenverderbniß ist, als der schalkhaft versteckte Styl der Lüsternheit. Bei ersterer bleibt nichts mehr zu wünschen übrig, und nur rohe Seelen können einen Anreiz bei dem Lesen finden; aber die versteckte, in süße Worte gehüllte Lüsternheit findet zwar ihre Leser, und besonders Leserinnen, läßt aber auch zugleich der Phantasie einen sehr gefährlichen Spielraum über. Jeder Zweifelschein ist denen, welche nach Phantasiegemälden sich umschauen, anziehend, und eben so wie Rembrand's Gemälde durch ihre Düsterheit, welche noch viel errathen läßt, großen Beifall gefunden, eben so ist es mit dem lockern Roman. Wenn der Dichter nur andeutet, wie vieler Spielraum wird da nicht dem

bösen Dämon, der durch die Welt schleicht, gelassen? Die unbemerkt sich einschleichende Glut der — wenn wir es so nennen dürfen — intensiven Phantasie, ist das gefährlichste Gift, welches man in die leselustigen Gemüther legen kann. Daher haben denn auch Eltern und Erzieher sehr Recht, wenn sie Kinder und Zöglinge im Romanenlesen genau beobachten. Es ganz zu verbieten, ist unpassend; denn der Roman, der gute Roman führt mehr, als Unterricht es zu thun vermag, schnell und angenehm den herangewachsenen Menschen in die Vielseitigkeit der Welt hinein. Eben so, wie der Besuch des guten Schauspiels, in welches eine rein-moralische Tendenz von dem Dichter gelegt war, so belehrend für das moralisch-praktische Leben ist, als eine Predigt nur seyn kann; — eben so wirkt der Eindruck des moralischen Romans still fort, und wird dadurch die wohlthätige Verbindung des Idealen mit dem Wirklichen. — Ohne rein-moralische Tendenz ist jeder Roman verachtungswürdig, und ist der Dichter nicht bei dem Entwurf seines Werkes von einer bestimmten Lehre ausgegangen, so sind die Folgen Leere, Betäubung oder Gähnen des Lesers; nur der lockere Leser findet Impuls zu falschen Zwecken für das flach-alltägliche Leben, und diesen Zwecken eine Aufhülfe geben zu wollen, das ist doch schändlich! Verführerisch ist die Sprache

des Romans, indem die Dichtung in dem Idealen sich gestaltet; aber drei Mal schändlich und fluchbeladen wird der Dichter, der durch einladende Dichtungen ein böses Gift in unbefangene Seelen einschwärzte. Generationen können dabei die Tendenz ihres Lebenszweckes verlieren; so folgereich ist der Roman!

Warum denn aber, wird man fragen, werden die lockern Romane von Seiten des Staates noch länger zugegeben? Warum ist nicht ein strengerer Preßzwang? u. s. w. Die Antwort darauf ist einfach, und ist begründet in den Prinzipen eines wohlgeordneten Staates. — Die Moralität, die höchste Tendenz des Volkes, zu erhöhen, neu zu beleben, strebt jeder Staat für Volksbelebung, und dazu gehört die Preßfreiheit. Unter dieser sind aber auch die Beurtheilungen falscher Recensionen zu berücksichtigen, und darüber ist weiter nichts zu sagen.

Das Charakteristische des National-Romans.

Zunächst: was ist National-Roman? Es giebt der Meinungen über den National-Roman gar viele. Wir sind der Meinung, daß nur der ein National-Roman zu nennen ist, der mit Originalität, mit Eigenthümlichkeit die Volksgebräuche, Volksmanier und Gewohnheit in scharfen Zügen darzustellen vermag, der gewisser Maßen als ein Spiegel des Nationellen, des Eigenthums der Nation, hingestellt werden kann. Es ist unbezweifelt, daß solche anerkannt nationelle Romane, charakteristisch den Zeitgeist wiedergebend, ein Verlag für die Historiker der Zukunft sind, und für die lebende Welt sind sie außerdem eine richtige Beurtheilung des Drama der Gegenwart. — Gehen wir die Romane der gebildeten Völker Europens durch, so finden wir in dieser Hinsicht verschie-

dene Diversionen, welche für den Charakter des Volks einen entschiedenen Einfluß geben dürften.

Der spanische Roman ist abentheuerlich und zärtlich. Man betrachte den Gil=Blas, oder den Cervantes, sowohl in seinem Don Quixotte, als in seinen Novellen, und man wird diese Meinung bestätigt finden. Das Abentheuerliche ist aber vorherrschend vor der Zärtlichkeit. Wenn es wahr ist, daß Klima und Religion, überhaupt die ganze Stellung des Landes das Vorherrschende des Nationellen bilden, so ist hieraus auch das Charakteristische des spanischen Original=Romans zu entwickeln. Die Natur hat für die pyrenäische Halbinsel ungemein viel gethan, und sie ist nach ihrer geographischen Lage ganz dazu geeignet, die Herrscherin von dem südlichen Europa zu seyn. Geistlicher Druck hat den freien Geist des Volkes, welches eigentlich noch nie in der That gefühlt hat, was es ist und was es seyn könnte, seit Jahrhunderten im Obscurantismus erhalten, und als Mutterstaat zweier, nahe verwandten, dort eingeführten Schwestern, der heil. Inquisition und der heil. Hermandad, ist Spanien immer im Druck geblieben. Daher kann man in dem spanischen Roman auch nicht den freien Umschwung der Ideen, die frei sich bewegenden Gestaltungen finden wollen. So schön Spanien für Kunst und Wissenschaft gelegen, denn

es ist von drei Seiten meerumgürtet, und der Spanier hat fast nicht nöthig, für den Winter zu sorgen, so wenig ist dieses in politischer Hinsicht unterdrückte Land zu Emporschwung jemals zu bringen gewesen. Der Papismus dürfte wohl die wahre Ursach davon seyn. — Bei dem Zwang der Presse finden wir auch, daß die spanischen Schriftsteller mehrentheils Novellisten sind, aus dem Charakter des Romantischen herausgreifen, und es nicht wagen, aus der laufenden Zeitperiode Darstellungen des wirklichen Lebens entwickeln zu wollen. Aus dem äußern Druck folgt die Aufstellung der Behauptung des Charakteristischen des spanischen Romans, er sey abentheuerlich und zärtlich. Das „abentheuerlich" beweiset die glückliche Lage und die ursprüngliche Kraft der Nation; das „zärtlich" beweiset die Milde des Klima, und überhaupt die Neigung nach Süden. Das Abentheuerliche aber ist in dem spanischen Roman, wie gesagt, vorherrschend, und zwar auch mit um deswillen, weil das Land schon seit der Zeit der Scipionen reich ist an Legenden und arm an eigner Erfindung, und weil die Freiheit des Geistes sich nie in Spanien entwickeln konnte. Unter den Mördern der Geistesfreiheit dieses schönen Landes, um welches einst Rom und Karthago sich stritten, weil beide Gefahr von Spaniens glücklicher Lage fürchteten, muß man besonders König

Philipp II. die Blut- und Feuerkrone aufsetzen, und das Haus der Bourboniden hat nachher wenig für die mehrere Freiheit der Geistesentwickelung gethan.

Der französische Roman ist schon anziehender, weil man eine freiere, auch politisch-freiere Bewegung in ihm bemerkt. Unser moderne Roman hat eigentlich aus Frankreich seinen Ursprung. Die Zeiten der Troubadours, der Provençalen waren Nährerinnen des Romanesken, und es verbreitete sich das Romaneske über den Rhein nach Deutschland, so wie wir denn überhaupt von daher manches Angenehme und Unangenehme erhalten haben. — Das Land selbst hat Einfluß auf die Romanendichter und deren Entwicklung, so wie auf das Antonen des Zeitgeistes. — Schon die Kreuzzüge gingen von Frankreich aus, und fanden dort die ersten und eifrigsten Anhänger; das Romaneske entfaltete sich dadurch, und auch zugleich das vollendete Ritterwesen und der Ritter-Roman. Als nachher die deutsche Literatur in tiefem Schlafe lag, erhielt Frankreich in den finstern Jahrhunderten dieselbe, und die glänzende Periode für die Wissenschaften, welche le siècle de Louis XIV. genannt wird, erschien. Diese Periode entwickelte das Romanenwesen Frankreichs, welches Land überhaupt durch die Natur für die Freiheit des Geistes begünstigt wird, dadurch, daß das Jahrhundert zwar kriegerisch war, aber Frank-

reich stets den Krieg im Auslande führte. Dadurch gestaltet sich der Sinn für das Abentheuerliche im Inlande. Ruhe im Innern, Helden, die nach außen hin wirken, das ist die Tendenz, das Charakteristische des französischen Romans, nämlich des Original-Romans, und die Sicherheit im Innern gab den schönen Geistern auch mehrere Freiheit, in dem Romanesken sich zu ergehen. — Das Tändelnde, das Liebelnde des französischen Romans liegt in dem Nationellen des Volkes, in dem Klima und in der freien, schönen Natur. Das Volk im südlichen Frankreich ist, von den groben Mühen des Erdenlebens befreit, daher auch kindlicher, tändelnder, freier, lebenslustiger, und daher erblühen denn auch in solchen Gegenden leichter schöne Geister, welche die Nachwelt nennt. Wie manchen Künstler aus der plastischen Welt hat das südliche Frankreich, jenseits der Loire nicht geliefert, und wie viele Belletristen haben dort nicht den Stoff zu ihrem Beruf durch die Freiheit und Schönheit der Natur empfangen! Aber das Charakteristische bleibt; der französische Roman bleibt tändelnd, kann sich wohl zu dem Schwärmenden, aber nie zu dem Großen, dem Erhabenen empor schwingen. Außer dem Charakter des Volkes ist davon auch eine Ursache die Armuth der Sprache. Als Conversationssprache gefällt sie wegen der galanten Wortspiele; aber in der

ernsten Rede, wo man Klarheit des Ausdrucks begehrt, reicht diese spielende Sprache mit dem antönenden Gefühl des Lesers oder Hörers nicht aus. Voltaire, der satyrische Voltaire, scheint daher ein beißendes Pasquill auf seines Vaterlandes Sprache machen zu wollen, wenn er la Henriade in Hexametern schrieb, — eine Versstellung, die ohne schweren Wortfall, wozu die französische Sprache ganz und gar nicht geeignet ist, zu dem Matten, zu dem Antonlosen herabsinkt. Die französische Sprache ist tändelnd, und darnach richtet sich auch der Charakter des Volks und des National-Romans, wenn diese Sprache nicht etwa von dem Volke selbst ausging. Was von beiden Ursach oder Wirkung sey, darüber können wir hier nicht urtheilen; so viel aber ist gewiß, daß man das Große, das Erhabene, das Kraftvolle in dem französischen Original-Roman vermißt, und daß das Tändelnde, das Liebelnde — alles ohne geregeltes philosophisches Raisonnement — darin vorherrschend ist. Daher hat denn auch Florian sein Zeitalter gefunden und steht unter den klassischen Schriftstellern Frankreichs vollendet da. Seine Erzählungen sind ansprechend, sind Zeuge des genialen, aber auch des nationellen Kopfes, und in das Romaneske hat er Manches gelegt, was auch bei deutschen Romanisten Nachahmung fand. — Spielerei und Tändelei sind der Charakter des fran-

zösischen Romans; die Satyre desselben ist vorübereilend, ist zu sehr lokal, als daß sie eine Erwähnung verdiente. Das tändelnd-, schwach-, leicht- und Galante ist der Charakter des französischen Romans seit langen Zeiten gewesen, und wird es auch wohl bleiben. Man muß es beklagen, daß manche herrliche französische Romanendichter in der Allgemeinheit nicht bessere Ideen auffingen, und zu sehr eigenthümlich blieben. Das Talent kann man ihnen nicht absprechen, so wenig als die Phantasie; aber sie kleben am Boden!

Der englische oder brittische Roman hat mehrere Originalität. Das Volk selbst ist origineller, eigenthümlicher, weil es, troß seines Handelsverkehrs mit allen Welttheilen, doch isolirt von den andern Völkern Europens gelegen, und der brittische Schiffs- und Handelsmann von dem National-Britten, der die Insel nicht verläßt, wohl zu unterscheiden ist. Ersterer hat allgemeine Welt- und Verkehrs-Ansichten, gehört eigentlich keinem Volke an, so fern nicht der angestammte Nationalstolz gestört wird; letzterer, der die Insel nicht verlassende Britte, ist mehr charakteristisch, individuell, originell. Oft beim Ueberfluß des Reichthums, von allen Genüssen des Lebens ermüdet, fällt er auf Bizarrerien, woraus zuweilen auch ein Spleen entsteht. Dazu kommt die schwere

Kost des fast am Pol gelegenen Seelandes, die Seeluft, der Nationalstolz, das Repräsentationswesen in dem Parlement, und man mögte fast behaupten, auch der Steinkohlendampf *), um dem Volke einen ernsten, gravitätischen Charakter zu geben. — So ist denn auch der brittische Roman ernst, fast in das Düstere fallend, selten tändelnd, und die heitern Romane sind in der Regel satyrisch, in Beziehung auf die gegenwärtigen Parlements- und ministeriellen Verhältnisse, oder John Bull spielt darin seine Rolle. — Ein Land, so reich an Industrie und innerer Lebensbewegung, wie England es ist, muß allerdings bedeutende Romanenschriftsteller zu nennen haben; den Nationalstolz des Britten findet man bei diesen Schriftstellern aber auch darin wieder, daß die vorzüglichsten von ihnen die Scene selten in das Ausland verlegen, sondern ihre Personen immer nur in dem Old-Britannia oder auf den alten Colonien handeln lassen. — Durch das politische Treiben dieses Volkes im Innern des Reichs wird freilich auch die Originalität ihres Romans mitunter widrig gestört; sie mischen Lokalitäten der Tagesgeschichte hinein, welche spätestens nach einem Jahre vergessen sind, und also auch den Roman vergessen machen. — Uebrigens

*) Archenholz wenigstens behauptet es.

ist die englische Sprache auch für den ernsten Roman mehr geeignet, als für den tändelnden, den zärtlichen. Auf der andern Seite paßt sie sich aber im Ausdruck auch wieder gar sehr für den — wenn wir wollen — niedrig-komischen Roman. In beiden Zweigen zeichnen die Britten sich aus. Die Sprache ist kurz, gedrängt, einfach, fast mystisch; also ganz für das Ernste geeignet *); eben so giebt diese Simplicität des Ausdrucks aber auch wieder Gelegenheit zu Wortspielen, welche in den Tavernen gewöhnlich aufgefunden werden, also zu dem niedrig-komischen Ton. So viel ist aber bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß die brittischen Romanendichter, wenn sie auch im niedrig-komischen Ton schreiben, doch nie die Gränzen feiner Manier verlassen, diejenigen etwa ausgenommen, welche für die letzte Kaste des John Bull ihre Feder gespitzt hatten. Ein sehr bedeutender National-Roman, der den Charakter des Volks zeichnet, wird der englische Roman (wir unterscheiden hier das Wort „englisch" von „brittisch") immer bleiben. — Wohl von ihm zu unterscheiden ist der irische, oder irländische Roman. Diese nördlich gelegene Insel Ireland

*) Einen deutschen Shakespeare werden wir bei gleichem poetischen Flug und Sinn nie aufzuweisen haben. Die Nationalsprache giebt dem Dichter den Charakter.

ist mit England verbunden durch politische Verhältnisse, aber sie hat den Charakter ihrer Eigenthümlichkeit noch bis auf diesen Tag beibehalten. Es gab und giebt auf dieser Insel Romanendichter, die mit Erfolg schrieben; doch das Bardenwesen, welches so anziehend ist, schwärmt in diesem Ton. Fingal, Ossian sind noch in dem frischen Angedenken der Iren, und die jetzt fabelhafte Vorzeit des Landes, die mit Abentheuern aller Art in Irland geschmückt ist, hat bei dem Anblick des Verfalls der Burgen, der Schlösser, bei Betrachtung des Niederfalls der sonst so freien Insel, die Romanendichter des Landes zu einem romantisch-trüben Schwung begeistert. Dies ist der dauernde Charakter des irischen Romans, bis etwa noch mehrere Geschlechter gewechselt haben, und die Erinnerung an die Vorväter zu den Vergessenheiten gehört. Ehre aber dem Volke, welches, auch unterdrückt, seine Originalität aufrecht zu erhalten strebt! Im National-Roman ist eine bedeutende Andeutung davon. Macpherson's Uebersetzung des Ossian wird immer den Iren eine Originalität erhalten, und will man über die schöne Bardenzeit dieses Landes noch mehreres lesen, so lasse man sich den historischen Roman: „Glorwina, oder das wilde Mädchen von Ireland" geben. — Etwas Charakteristisches ist von dem brittischen Roman noch zu bemerken.

Eben so wie das Volk schwerblütig, unermüdet fleißig ist, wenn es darauf ankommt, sich anstrengen zu sollen, eben so können die brittischen Romanendichter in einer langen Reihe von sehr korpulenten Bänden eine einzige Romanenfabel sehr breit aus einander dehnen, und wenn auch dann die Schattirungen sehr fein und gut gehalten, die Beobachtungen des menschlichen Lebens und Treibens oft bewundernswürdig sind, so langweilt dieses allzu breite Ausspinnen der Fabel denn doch, und besonders den Ausländer, der mit jenen feinen Schattirungen des Nationellen, des Lokalen, des Momentanen nicht genau bekannt seyn kann. Man nehme in dieser Hinsicht nur den „Grandison" oder die „Klarissa", in das Deutsche übersetzt von Kosegarten, und wir werden vielleicht wenig deutsche Leser finden, welche durch dieses Gewebe sieben dicker Bände, und zwar auch nur aus Langweil sich hindurch winden. Die Engländer könnten bei diesem, ihrem Roman gemachten Vorwurf uns zwar auch unter den Deutschen Romanendichtern, z. B. „Dusch Carl Ferdiner, erste Aufl., sieben Bände", oder „Sophiens Reise etc. von Hermes, fünf sehr starke Bände", auch „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich, von Thümmel", und mehrere andere entgegen stellen, um den Vorwurf der Weitschweifigkeit uns wieder zu geben; — allein wenn wir es auch

unbemerkt lassen wollen, daß die englische Sprache kürzer, gebundener ist, so müssen wir doch auch gestehen, daß in der neuern Zeit der Vorwurf der Langweiligkeit nicht allein, sondern auch der Weitschweifigkeit den englischen und den deutschen Romanen, die eben in Parallele gestellt wurden, nicht mehr gemacht werden kann. Das Fortschreiten der Nationen, welches man Behendigkeit nennt, und welches wir lieber Leichtfertigkeit nennen mögten, dürfte unfehlbar wohl auf das Charakteristische auch des englischen neuesten Romans, — nämlich auf seine Kürze in der Verhandlung, auf die Gedrängtheit in der Rede, auf das Entfernen der Schriftsteller von allem breiten Raisonnement, und auf das Hinübersteigen vom Roman zu dem Romantischen — bedeutenden Einfluß haben. Der frühere brittische Roman zeichnete zu sehr das wirkliche Leben; das Schöne, das Ideale aber, woran man sich, für den Augenblick herausgetreten aus dem wirklichen Leben, ergehen will, fordert eine veredelte Natur; fehlt diese dem Roman, oder ist sie nicht idealisirt, sondern outrirt, so wird er bald Postille. Vielen englischen Romanen geht es so. Den reinen Mittelweg des schönen Idealen, welches zwischen dem augenblicklichen Volks-Roman und dem unaussprechenden, hochpoetischen, großen Roman liegt, haben bis jetzt noch wenige brittische

Romanendichter finden können. Uebrigens sind sie für die deutsche Romanen-Literatur bis etwa zu 1787, wo die Sachen der Politik schon eine andere, ernsthaftere Wendung nahmen, von bedeutendem Einfluß gewesen. Die frühern Kriege Englands in den Kolonien hatten keinen Einfluß auf das Mutterland. Als aber 1789 die Revolution in Frankreich ausbrach, und Großbritannien daran den thätigsten Antheil nahm (von dem politischen Interesse kann hier die Rede nicht seyn), verlor sich der stille Bürgerfriede, welcher den charakteristischen, nationellen Roman bildet, verlor sich die Lust zu Lesen, verlor sich die Liebe der Autoren zu der Dichtung. Wenn Bellona durch die Welt fährt, weichen die Musen. So hat auch der brittische Roman erst den Anfang einer neuen Periode zu erwarten, dann, wenn es in tiefem Frieden mit sich selbst und mit dem Auslande lebt. Wannehr wird aber England zu diesem Frieden kommen? — Nimmer! — Und daher wird auch der englische Roman, als Original-Roman nie, allen Partheien entfremdet, die eigenthümliche Sinnigkeit haben, welche nur im stillen Frieden gedeiht.

Der italienische Roman hat eine andere Ansicht, wenn nur Schriftsteller dazu sich fänden. Das Land ist ganz zu süßer, lieblicher Tändelei geschaffen; selbst die Griechen verlegten die Wiege der

Götter auf italischen Boden, und es erinnert an das klassische Alterthum des alten Rom. Daß man in dem alten Rom so wenige Romanisten findet, mag wohl theils in dem kriegerischen Sinn, wozu die alten Römer durch die beständigen Kriegsverwickelungen kommen mußten, theils in ihren innern Staatshändeln, die sie mehr zu Geschichte und Politik anzogen, liegen, und dann auch gewiß in dem höhern Schwung, in dem einfachern, aber höher gestellten Standpunkt, worauf das römische Volk in den glänzenden Zeiten seiner Cäsaren und Auguste sich befand. Da der Roman (in Prosa) eine geringere Stelle unter den Dichtungswerken einnimmt, so findet man in diesem kräftigen, kriegerischen Zeitalter der Stadt Rom also auch fast nur Dichter in geschlossenem Sylbenmaaß, Historiker, Philosophen, Redner und Dramaturgen. — Der neuere italienische Roman würde, zumal bei der schönen Biegsamkeit der Sprache, wohl bessere Fortschritte gemacht haben, wenn ihm nicht wieder Hindernisse anderer Art entgegen ständen. In Unter- und Mittel-Italien gehört besonders dazu der Druck des Pfaffenthums, der von dem sonst so freien Kapitol der alten Roma ausgeht, und der die leichte, lustige, liebelnde Laune, welche ein nothwendiges Erforderniß des guten Romans ist, in eine widrige Sperre nimmt. Man gebe den Italienern freien

Bücherverkehr und Preßfreiheit, und es würden gewiß in kurzem sehr anziehende Romanendichter unter ihnen aufblühen, zumal ihr steter Verkehr mit dem Auslande ihren Ansichten bedeutende Vielseitigkeit giebt. In dem obern Italien, in der Lombardei und überhaupt in dem, was man zu dem österreichischen Italien rechnet, ist die Freiheit zu schreiben zwar größer, aber dennoch fehlt es auch hier an ausgezeichneten Romanendichtern; denn wo es an Leihbibliotheken fehlt, da findet der Romanendichter auch nicht leicht einen Verleger. — Das allgemein-Charakteristische des italienischen gehaltvollen, nennenswerthen Romans ist eine nicht üble Gewandtheit in der Conversationssprache, ein Antönen entweder zu dem Idyllischen, oder zu dem Lockern, und dann werden von ihnen (was die deutschen Romanisten oft übertrieben haben) die Banditengeschichten, die gemeinen Verwickelungen der Lazzaroni u. s. f. gar gern erzählt. Dadurch wird der Roman in seiner edlen Gestalt, wie er dastehen soll, entwürdigt. Man findet daher auch sehr wenige deutsche Uebersetzungen italienischer Original-Romane.

Ueber das Charakteristische des Romans der nordwestlich-europäischen Länder läßt sich ganz und gar nichts sagen. Schweden ausgenommen, ist dort noch kein Romanendichter aufgestanden, der allgemeine An=

sprache gefunden hätte. Die wenigen eigenthümlichen Romane dieser Volksstämme begründen sich nur auf die Lokalität, haben also hinsichts des Romans für uns keine Ansprache, und können nur dem Statistiker für Bemerkung der Sitten und Gebräuche dienen. Wir gehen daher jetzt auf das Charakteristische des deutschen Romans über.

Der deutsche Roman ist vielseitig, wie das Volk, wenn es übrigens ein deutsches Volk geben mögte. Die verschiedenen Ansichten der verschiedenen deutschen Regierungsverwaltungen, das verschiedene Interesse der Oberen, die Rivalie haben auch dem Roman, der eigentlich das jüngste Kind der Dichtkunst ist, eine verschiedene Ansicht in Deutschland selbst gegeben. Es ist überschwemmt mit Romanen, und die deutschen Romanendichter sind sehr fruchtbar, wenn sie nur immer Verleger fänden! Kein Land hat so viele Romane aufzuweisen, als Deutschland, besonders das nördliche. Und woher? Weil den Leihbibliotheken hier nichts im Wege steht, eine große Menge von Menschen, um nicht zu gähnen, lesen will, und da findet sich denn auch wohl ein Verleger für einen fixfingerigen Schriftsteller; ersterer berechnet den Debit für die Leihbibliotheken, letzterer will sich gedruckt sehen. Durch das Alles aber gewinnt die Wissenschaft nicht, sondern nur die Industrie. Dazu kommt nun noch

der Nachdruck, in den südlichen Ländern Deutschlands privilegirt. Erhebt sich also nun auch einmal ein bedeutender Romanendichter — und Romane gehören in der literarischen Welt unter das schnelle, leicht vorüberziehende Volk, nicht unter die stehenden Linientruppen, — so kommt sogleich ein Nachdrucker, vermehrt dadurch die Auflage überflüssig, und bei weiterer Ausarbeitung eines neu erfundenen Gegenstandes zuckt der wahre Verleger, des Nachdrucks wegen, die Achseln. Dichter als Verleger sowohl sehen sich spitzbübischen Händen preis gegeben, und so lange dieser Unfug noch dauert, sind beide betrogen, der Dichter um seine Lust und sein Honorar, der Verleger um seinen Absatz. Zu erwarten muß es seyn, daß die Bundesversammlung zu Frankfurt die Schändlichkeit dieses nichtswürdigsten aller Diebstähle — denn er hemmt die Lust der Geister und macht den Verkehr der literarischen Welt gemein — auf ein Mal hemme! In keinem Lande Europens weiß man etwas von Nachdruck, als in Süd-Deutschland; es wird doch nicht diesen Diebstahl, der unbedingt die Förderung der Literatur hemmt, unterstützen wollen? —

Der Reichthum der Sprache giebt dem deutschen Roman eine gute Behendigkeit, und der Wechseltausch der Völker unter sich selbst sowohl, als auch die in Hinsicht der glücklichen Erdstellung vielseitige Verbin-

dung und Verkehr mit dem Auslande, das Alles muß dem deutschen Roman unbedingt mehr Allgemeinheit der Ansprache geben. Daher sind denn auch, der berührten Vielseitigkeit wegen, mehr als aus allen andern lebenden Sprachen, deutsche Romane in fremde Uebersetzungen gegangen. — Nun bemerke man noch das deutsche Ritterthum, die alten Burgen, die Sagen und Legenden der Vorzeit, die Postillen aller Art, — in welchem Allen ein unerschöpflicher Stoff für Romanendichter liegt; in der Natur selbst begeistern auch die durch Deutschland weithin zerstreuten Burgen mit ihren ehrwürdigen Ruinen und Reliquien; wer Sinn für das Romantische, für die Ideale der Vorzeit hat, der muß also auch für das Romanhafte sich angezogen fühlen; — so in Deutschland.

Der neuere Roman der Deutschen ist nicht so charakteristisch; er bedarf einer Rüge. Aus der Leichtfertigkeit wird mitunter Schlüpfrigkeit, und Väter und Erzieher haben nicht Unrecht, wenn sie eine genaue Sichtung für die Jugend führen; dem gereiften Alter ist auch der lockere Roman nicht gefährlich; es weiß das wahre Leben von dem phantastischen wohl zu sichten. Die Invasion der Franzosen und deren Vorbereitungen seit 1789, haben unfehlbar Bedeutung für diesen Ton der Zeit. Man wird auch bemerken, daß deutsche Original-Romane, wenn sie es auch ge-

wesen, in jener unruhigen Zeitperiode keine Ansprache fanden. — Jetzt ist es anders; jetzt ist der Charakter des deutschen Original-Romans: „Allgemeinheit des Volkssinns, veredelte Liebe, Religion ohne ängstliche Form, aber mit herzlicher Treue, und entweder das Romantische in ungereimter Prose, oder die leichte, ungebundene Conversationssprache der vornehmen, oder vielmehr der fein gebildeten Welt." Außerdem gehört noch zu der Charakteristik des neuern deutschen Romans, daß er, wenn er Ansprache finden soll, nicht zu lang gedehnt ist; daß die handelnden Personen entweder aus Deutschland selbst, oder ganz aus dem Reiche des Idealen entnommen sind; überhaupt, daß er nicht langweilig durch Empfindeleien und Raisonnements sich fortschleppe, und daß vielmehr die Geschichte schnell fortschreite. Der Deutsche ist jetzt rascher, lebensbeweglicher geworden, als er vormals es war, und darnach richtet sich auch der Ton der Schriftsteller. Ein Hermes, ein Dusch u. s. w., welche zu ihrer Zeit bewundert würden, selbst ein Miller, der die Sitten der Zeit vortrefflich schilderte, würden jetzt keine bedeutende Aufnahme mehr in Deutschland finden; man achtet diese Veteranen nur noch in Bibliotheken bewährter Kunstjünger. Das Zeitalter ist flüchtiger, leichter, schneller vorüber eilend geworden, und darum begehrt der Deutsche jetzt auch

einen schnell vorüber eilenden Roman. Ein Friedrich Laun, ein Schilling u. s. w. finden mehrere Ansprache, als die weitschichtigen, streng-moralischen Romanendichter. Eines folgt aus dem andern; ob aber Deutschland in seiner innern Moralität durch den Beifall, welchen das Publikum diesen luftigen Romanen giebt, gewinnen wird, das ist dem Zeitgeiste und der Entwickelung desselben zu überlassen.

Mag nun auch das Charakteristische des modernen deutschen Romans in das Lockere fallen, so hat er doch für das Fortschreiten der Literatur einen bedeutenden Vortheil. Es wird nämlich die Gewandtheit der Unterhaltungsrede (Conversationssprache), welche sonst der deutschen, so wortreichen Sprache fehlte, dadurch sehr gefördert. Eigentlich geht der Gesellschaftston der Sprache von den Frauen aus, weil diese mehrere — wenn man es hier so nennen will — Gesellschaftsbücher mit Antheil lesen, als die Männer; daher kann man auch diese leichte Umgangssprache von ihnen am besten lernen, zumal da ihre oberflächliche, aber schnelle Geistesgegenwart ihnen eine glückliche Behendigkeit in der Unterhaltung, woraus freilich oft Intrigue entsteht, giebt. — Der deutsche Roman hat außerdem aber auch noch das Charakteristische der Sprache. Sie zeigt sich, besonders in neuerer Zeit, darin in ihrem vollen Glanze, in ihrem

vollen Reichthume; die Gewandtheit des Lebens wird dadurch beweglicher, und daher wird auch der deutsche Roman gern in andere Sprachen übersetzt. Besonders ansprechend sind diese Uebersetzungen für die nordischen Völker, theils weil deren Sprache die Eigenthümlichkeiten des deutschen Ausdrucks leichter und treffender übertragen kann, theils weil der Charakter des deutschen Romans nicht so spielend, so empfindelnd, und vielmehr thatenvoller ist als der, der südlicher gelegenen Nationen. — Wenn unsere Romanendichter, besonders in dem nördlichen Deutschland fortfahren, in dem schönen Gleichgewicht zwischen Theorie, Kunst, Erfahrung und Aesthetik zu bleiben, so läßt sich erwarten, daß der deutsche Roman auch den spätern Geschlechtern noch eine Norm, eine Regel seyn, und das Volk charakterisiren wird. Nur gehört dazu, daß die Romanen-Literatur nicht an zwei Klippen scheitere, nämlich an der lokalen Beziehung und an der politischen Satyre. Beide sind dem nächsten Zeitalter fremd, und doch ist der Deutsche zu beiden so leicht geneigt! Aber von dem Ernst der Deutschen ist zu erwarten, daß alles Phantastische, Individuelle, und das Platt-Satyrische auch aus dem Roman verbannt werde; denn er würde bald nur noch geringe Leser finden.

Allgemeine Warnungen für angehende Romanendichter.

In der Jugend herrscht die Phantasie, die Einbildungskraft; im Alter die Vernunft, die Berechnung. Wer nun eine lebendige, feurige Phantasie in der Jugend hat, der wird leicht zu dem Romanenlesen hingerissen. Eine Masse von Gestalten, Scenen, Gebilden gehen dann im innern Gemüth gleichsam wie in einem Panorama, oder einer Laterne magica an ihm vorüber, und, entzündet von dem empfangenen Feuer, glaubt er nun auch, schreiben zu können. Er ist dabei der Meinung, einen zwiefachen Genuß zu finden, nämlich Gebilde zu erschaffen und ihrer Gestaltung sich als Schöpfer zu erfreuen. Aber wie irrest du dich, junger Freund! Die Schriftsteller, die sich selbst gefallen, haben gewöhnlich eine Masse von Manuscripten, aber keine Verleger. — Es hält in

der That sehr schwer, aus sich selbst heraus zu treten, und aus der wirklichen Welt eine veredelte Welt, oder wenigstens eine in allen Verhältnissen verschönerte Welt zu gestalten, und sich selbst darin nicht aufsuchen zu wollen. So ist es bei dem Roman. Geschieht dies aber, geht der Romanendichter von seiner Individualität aus, betrachtet er sich nicht selbst als eine ganz fremde Person, so erscheint er dem Publikum als eine Klatschschwester, als ein Egoist, der sich selbst nur gern reden hört, und man ist froh, ihn nicht anhören zu müssen.

Nun denkt denn auch mancher Schreiblustige, mancher entzündete Kopf, er brauche nur die Feder zu spitzen, sich hinzusetzen, anzufangen, und das Ende werde sich dann wohl finden; er lese in dieser Hinsicht nach, was wir über den Plan des Romans sagen werden. — Mancher Schriftsteller ist auch viel zu lokal; Dinge und Darstellungen, welche in der Stadt bekannt sind, wo sie gezeichnet worden, und dort augenblickliche Aufmerksamkeit erregen, sollte man nicht zu allgemeinem Beitrage der Literatur machen; man mißhandelt dadurch das große Publikum und macht es unzufrieden.

Angehende, junge Romanendichter wollen sich gern gedruckt sehen, und schwanken oft, ob sie ihren Namen dem Werklein herleihen sollen, oder nicht.

Dieses Schwanken entsteht theils aus furchtsamer Bescheidenheit, theils aus dem Standpunkte der öffentlichen Verhältnisse des Schriftstellers, oder auch aus Familienverhältnissen. — Wer aus furchtsamer Bescheidenheit seinen Namen nicht herleihen will, von dem kann man fast unbedingt annehmen, daß sein Roman einen poetischen Schwung habe, daß die Herrschaft des Geistes ihn trieb; — wer aus dem Standpunkte der öffentlichen Verhältnisse seinen Namen nicht hergiebt, hängt zu sehr an dem gewöhnlichen Bürgerleben, und wird sich nie zu dem rein-Poetischen empor schwingen, weil er das Praktische dem Idealen vorzieht; — wer aus Familienverhältnissen seinen Namen nicht in das Publikum sendet, ist beklommener, engbrüstiger Natur, und er glaubt dem, von den lieblichen Gestaltungen des Idealen schon weit entfernten Alter mehr, als dem innern Bewußtseyn; das Bürgerleben, nicht das unabhängig-nothwendig freie, dem Dichter gehörende Bürgerleben, hat bei ihm den Vorzug.

Die letzte Bemerkung führt uns auf einen unumstößlichen Satz. Der Mensch kann und soll nichts halb seyn; also entweder Geschäftsmann, oder Dichter. Beides mit einander verbinden zu wollen, gelingt selten, oder nur in sehr glücklichen Verhältnissen. Entweder wird das Geschäftsleben vernachlässigt, wenn

die dichterische Laune vorherrschend ist, oder die Dichtungen werden lahm, wenn die Prosa des wirklichen, fein-bürgerlichen Lebens vorherrschend bleibt. Schon das Sprichwort — und Sprichwörter sind die Resultate der vieljährigen National-Erfahrungen! — sagt: „Niemand kann zweien Herren dienen!“ also entweder den Studien, oder dem praktischen Leben. — Für das praktische Leben giebt es mehrere Köpfe, die dem Staate überall willkommen seyn müssen, als für das Dichterleben, welches dem Staate eine Aera in der Geschichte der Zeiten gewährt. Die praktischen Köpfe, an den Mechanismus des Staatsbetriebes gefesselt, können unmöglich zu dem freien Schwung der Phantasie sich empor schwingen. Geschieht dies auch momentan, so zieht sie doch die irdische Gewalt bald wieder hernieder zu dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen; daher findet man auch bei den Romanendichtern, welche im Geschäftsleben befangen sind, Stellen der Geisterweihe, aber auch viele langweilige, das gemeine Leben bezeichnende Stellen, welches man im Roman nicht sucht, und nicht finden will. — Isolirt, unabhängig von der wirklichen Welt, aber erfüllt mit den darin gemachten leichten, lustigen Erfahrungen, muß auch der Romanendichter dastehen, und wer die Kraft nicht in sich fühlt, dichterische Unabhängigkeit sich zu verschaffen, der bleibe von dieser Gattung der

Dichtung zurück. Jede Zwittergestalt erstirbt in sich selbst ohne Fortpflanzung. Unter den deutschen, nennenswerthen Romanisten bemerken wir mehrere, die von dem bürgerlichen Geschäftsleben ganz sich entfernten, als sie bemerkten, daß die Muse ihnen hold war, und welche dann auch, in ihre Eigenthümlichkeit zurückgezogen, mit besserm Erfolg dieses Feld bebaueten. — Diese Bemerkung soll keine Einladung seyn für junge Schwindler, sie aus dem Gleise des Geschäftsganges in ein ungewisses Feld abzuführen. Denn das: aut Caesar, aut nihil! muß ihnen vor Augen stehen, und zu dem Caesar im Fach der Romane gehört gar viel. — Außerdem auch ist bei dem Anstreben, sich einen Namen in der Romantik zu gewinnen, mit gar Vielem zu kämpfen. Dahin gehört zunächst: 1) die Möglichkeit, sich einen Namen im Publikum zu gewinnen. Es giebt der Romanendichter, besonders in Deutschland, so viele, daß viele Romane, der Erinnerung werth, auf einer Leipziger Messe verschwinden wie nichts, und nie im großen, allgemeinen Publikum erscheinen; 2) das Schwere für den jungen Schriftsteller, für sein Geistesprodukt einen geschmackvollen Verleger zu finden; 3) das Niederschlagende einer hämischen, nicht ermunternden Kritik in öffentlichen Blättern; 4) das Hohnlächeln und Naserümpfen der Werkeltagsmenschen über den Ro-

7

Bayerische Staatsbibliothek München

manendichter; 5) die oft so schwer zu erfüllende, aber unerlaßliche Nothwendigkeit, von den Gestaltungen der Alltagswelt sich für immer zu isoliren; 6) da Kälte, wo der Leser ergriffen werden soll, also ein schwer zu erringender Indifferentismus kalter Besonnenheit; — man könnte noch mehreres anführen, aber, wer schon dieses Alles erwägt, wird es bemerken, daß der Gedanke, einen guten Roman, der Ansprache findet, leichter gedacht, als ausgeführt sey. — Ganz muß der angehende Dichter diesem Fach sich widmen können, nach seinen Verhältnissen, die freilich oft ein Genie unterdrücken und in dem Geistesfluge hemmen, widmen dürfen, und ist wahrer Beruf in ihm, dann findet er auch sein Publikum, seine Verleger, und wird in der Gallerie der National-Schriftsteller aufgeführt.

Eine Scheidemark hat der Romanendichter wohl zu bemerken. Wir setzen nämlich voraus, daß sein Beruf, den er in sich fühlt, von dem Publikum anerkannt werde; ist dieser innere Andrang ohne Ansprache für die Außenwelt, dann wende er jenes intensive Anschauen auf andere Gegenstände der Literatur. Gefallen aber seine Romane — nur darf er dabei nie Charlatan werden, oder in zu frühem Eigendünkel sich brüsten wollen, — so prüfe er sich zunächst, ob sein Genius ihn nicht zu höherem Schwung

Bayerische Staatsbibliothek München

leiten könne, als Lyrik, Drama, Epos; fühlt er sich hierzu reif, dann lasse er den Roman zurück; aber auch die höhern Dichtungsarten muß er zurücklassen, wenn wiederholte Versuche mißglückten, denn dieses Feld der höhern, mehr geregelten Poesie ist strenger in Aufsicht genommen, als der erste Ausflug, der des Romans. — Es ist anerkannt, und liegt in der menschlichen Natur, daß es einen Culminationspunkt für die Phantasie, die Schöpferin des Romans, giebt. Dieser Punkt ist bei lebenslustigen, und also auch lebenskräftigen Menschen gewöhnlich in der Mitte der Vierziger gelegen. Stirbt das Leben nun allmählig ab, so verwelken auch die Blüthen der Phantasie, und wenn man bemerkt, daß die Sonne unsers Mikrokosmus im Zenith steht, so sollte eigentlich kein Schriftsteller mehr Romane schreiben. Sie können wohl berechnet seyn, sie können fast pädagogische Romane seyn, aber sie ergreifen nicht mehr in der Originalität, welche dem Roman gebührt. Man darf in dieser Hinsicht nur bei dem deutschen Roman der neuern Zeit stehen bleiben; ein Geschichtsleben wird daraus, aber das Wahre, das Romantische fehlt, mag der Styl auch besser geregelt seyn, als er in frühern Jahren es war. Den Styl überhaupt muß der feurige Romanendichter fast übersehen; der Leser begehrt raschen Fortgang, und bei ängstlich berechneter Me-

thodie wirft er das Buch hin. Der Name des früher bekannten Romanendichters reizt noch, aber seine spätern Romanenprodukte, wo die Jugendgluth erloschen, erwärmen nicht mehr.

Daher sind denn auch alte Romanendichter, die eine schöpferische Phantasie nicht mehr herauf rufen konnten, auf die Legenden gekommen. Der Stoff ist da, der Erfindung bedarf es nicht, und die Ausschmückung ist leicht, ist nur Sache des Styls. Wer aber nicht Original in der Erfindung ist, wird nie Original seyn. Jene Bequemlichkeit, aus Postillen und Traditionen eine Darstellung zu machen, und sie durch viele Bogen auszudehnen, ist ein Raub an der Wahrheit der Geschichte, und stört auf der andern Seite das Eigenthümliche des Romanenwesens. Dazu kommen denn noch die Mißgriffe der Schriftsteller dieser Art, daß sie die Chroniken des Zeitalters, woraus sie ihren Helden entnehmen, wohl gelesen haben, ohne die Sitten, Gebräuche und öffentlichen Verhältnisse dieses Zeitalters zu kennen. Nicht allein, daß der Romanendichter in der Meinung der Gelehrten sich dadurch absurd machen muß, so giebt er auch durch seine historischen oder statistischen Notizen dem leselustigen Publikum Nachrichten zum Besten, worauf dieses schwört, und welche doch zuletzt falsch sind. Daher bemerken wir hier nur wie-

der mit einem Worte: der Roman soll belehrend seyn.

Wer nicht belehren kann, schreibt zwecklos; wer nicht ein Resultat von Lebenserfahrungen mitbringt, kann keinen zweckmäßigen Roman schreiben; wem der höhere Beobachtungsgeist fehlte, der bleibe zurück; alle Mechanik des Romans ist ein Fabrikwerk; er muß, wie jede ideale Schöpfung, nicht ein Fabrikwerk, sondern ein Sommernachtstraum, schnell erzählt seyn, und wer das Glück nicht hat, von seinem Genius zu dem Aufschwung gebracht zu werden, der ganzen Welt sich entreißen und ein Figurentheater schnell niederzeichnen zu können, — der thut besser, wenn er seinen Roman in dem gewöhnlichen Leben am Schreibpult der Praxis spielt.

Der Plan, oder der Entwurf des Romans.

Mancher Romanendichter geht über den Plan, den Entwurf leichtfertig hin, wenn nur die Gestalten, welche figuriren sollen, ihm vorstehen. Aber die Verbindung dieser Gestalten zu moralischem Zweck, das ist der Plan. Moralische Tendenz und Plan sind dieselbe Berührung. Wer wild hinausschweift in das freie Feld, wird nie befriedigte Leser finden; Regel fordert die ganze Natur. Das Ideale in Tugend, Kraft, Stärke, Schönheit und Liebe gehört zu dem klassischen Roman. Da giebt es denn nun freilich wenige Dichter, welche zu diesem Phantom idealer Träume sich empor schwingen können; doch muß man den guten Willen oft der That gleich achten.

Der Plan muß nicht mühselig ersonnen werden;

er muß, gewissermaßen wie ein Götterfunke, dem Dichter hervorleuchten, oder, um uns irdischer auszudrücken, er muß das kurze Rezept seyn, welches die Entwickelung und Heilungsmittel einer langen Krankheitsgeschichte enthält. Wer lange über den Plan gebrütet hat, das bemerkt man bald an dem Mangel von Originalität im Aufschwunge, und eben so bemerkt man durch die Weitschweifigkeit und Langweiligkeit der Erzählung, wenn der Romanendichter erst ganz genau die feinsten Schattirungen sich erwog und im Gedächtniß sie festhielt. Durch dieses ängstliche Festhalten im Gedächtniß verliert die Malerei der Phantasie, welche bei dem Roman für den Leser gerade das Anziehendste ist. Bei dem Entwerfen des Plans muß dem Dichter weiter nichts vorliegen, als, um ein Beispiel anderer Art zu gebrauchen, die großen Herzadern, welche von dem Herzen und zu dem Herzen fließen; das Herz muß seine Hauptsache im Roman seyn, und das Gehirn muß sich dem Herzen gern und willig unterwerfen. Die kleinen Ausschmückungen des kleinern Adergetriebes haben mit dem Aufsuchen des großen Plans nichts zu thun, und die ansprechende Auszierung dieser Lichtschatten muß sich bei der Ausarbeitung selbst finden. Dem Genie müssen diese kleinen, angenehmen Schattirungen in die Feder kommen, wie die leichten Schatten so etwa

einem Rubens in den Pinsel kamen. Ueberhaupt hat der Roman mit den Gemälden eines Rubens viel Aehnliches. Seine Gemälde sind sehr reichhaltig in der Anlage, sie sind geschlossen in der Ausführung, aber das Genaue in dem Ausmalen fehlt. Eben so ist es mit dem Roman. Die Bezeichnung der Charaktere muß scharf, das große Adergetriebe muß wohl getroffen seyn; das Ausmalen der kleinern Parthien soll der Dichter der Phantasie des Lesers überlassen. Daher gefallen die Gemälde von Rubens, und eben so die Romane, welche noch etwas der selbstschaffenden Phantasie zu denken und zu träumen übrig lassen.

Will man methodisch einen Roman schreiben, so muß man sich wohl dafür in Acht nehmen, dem Zeitgeist, der so Viele in wilden Taumel reißt, nicht blindlings nachzulaufen. Jede Olympiade eines jeden Geschlechts glaubt freilich, daß ihr Zeitgeist der charakteristische sey; allein, andere Sonnen bringen andere Sitten, und wer dauernd schreiben will, der muß im Plan die O r i g i n a l i t ä t d e s Z e i t a l t e r s, von dem er spricht, aufzufinden wissen.

Bei Entwerfung des Plans ist sehr nothwendig die Feststellung der Charaktere. Hiernächst wird davon gesprochen werden; im Allgemeinen über die Charaktere nur so viel. — Es ist nicht leicht, den Charakter einer handelnden Person festzuhalten, und ihn

in der Eigenthümlichkeit der Individualität derselben durchzuführen. So wenig, wie bemerkt, zu dem Plan die feinen Schattirungen der Ausschmückung gehören, so muß doch der Charakter der Hauptpersonen so durchdacht, so vor dem Zeichner dastehen, als wenn die Person selbst neben ihm säße und ihm eine Autobiographie in die Feder dictirte.

Manche Romanenleser, besonders die kritischen Beobachter, oder die aus Lebenslangweil im Roman Unterhaltung suchen, fangen mit dem Ende an, ehe sie den Anfang gelesen, und legen das Buch zurück, wenn ihnen das Ende nicht gefällt. Mit Erfolg das zu thun, dazu gehört schon ein guter kritischer Blick der Erfahrung und Vielbelesenheit; übrigens aber haben sie Recht, und es geht ihnen wie den wohl erfahrnen Juristen, welche auch die Akten vom Ende zu lesen anfangen. Das Ende muß anziehend, folgereich, zusammenhaltend und l e h r r e i c h seyn; die moralische Lehre muß sich dem Leser zuflüstern, er muß in seinem Eigenthümlichen, oft wider Willen, sich dadurch beschaut und überrascht finden; die Aufmerksamkeit, welche bei dem genauen Leser daraus nothwendig folgt, ladet ihn zu dem Eingang des Werkes ein. Der Plan soll immer mit dem Aesopischen: „haec fabula docet" enden, und der Roman ist um so anziehender für den Leser, wenn er die

Lehre nicht ausgesprochen sieht, sondern sie selbst auffindet. Wo der eigne Geist selbst noch Spielraum zu Beschäftigung hat, da bleibt das innere Leben rege; — wo aber der Dichter Alles erschöpfte, was zu erschöpfen war, wo er Alles entwickelte, — da hat der Leser denn wohl gelesen, aber er legt das Buch gähnend hin, und es gemahnt ihn, als wenn er aus einer Gesellschaft von Kaffeeschwestern komme, die sich bei dieser Gelegenheit rein aussprechen. — Es ist eine große Zierde des Plans im Roman, bei den Nebenlichtern und Schattirungen nur Andeutungen, nicht vollendete, ausgeführte Gemälde zu geben; denn zu flache Klarheit stört den Zweck des Romans, das Romantische. Im Zweifelschein, nach Rembrands Malermanier, muß der Roman entworfen werden in seinem Plan, wenn er Ansprache finden soll.

Ueber den Charakter, und dessen Feststellung.

Ein Roman, wo die Charaktere nicht festgestellt sind, taugt nichts; das ist schon oft gesagt. Der Mensch sucht bei dem Lesen eine Haltung für die wirkliche Welt, also auch in dem Idealen etwas Größeres, als er selbst ist. Dadurch zeichnet sich der Romanendichter aus, wenn er dem einmal angelegten Charakter eine dauernde, bis zu der Katastrophe vollendet führende Haltung zu geben vermag. Dies durchzuführen, ist nicht leicht, weil der Roman verwickelter seyn muß, als das gewöhnliche Leben; denn sonst würde er nicht gefallen, nicht Roman seyn. — Bei dem Roman die Charaktere der Nebenpersonen in feinen Schattirungen ausspinnen zu wollen, macht den Roman langweilig; diese Nebenpersonen sind als Irrlichter zu betrachten, welche das Romanenfeld nur

beleuchten. Die Charaktere der Hauptpersonen müssen aber fest, unauflösbar zu der vorhabenden Tendenz gehalten seyn, sie müssen nach den im Anfange leicht hingeworfenen Ausdrücken oder Handlungsweise folgerecht bleiben bis zum Ende. Eben so wenig, wie der Schauspieler aus der Rolle fallen darf, eben so wenig soll der Romanenheld charakterlos seyn. Die wahre Tendenz liegt hierin, das höchste Ziel des Zweckes liegt hierin; denn das Ausführen seiner Meinungen, Grundsätze, Stärke und Gefühle, wenn auch das Fatum dagegen ankämpft, macht den Menschen groß, zeichnet ihn aus, macht ihn beachtungswerth, und reizt die Lesewelt zu der Nachahmung, im praktischen Leben der Ideenwelt der Dichter nachzuhinken.

Um einen Charakter im Roman feststellen zu können, um ihm Haltung zu geben, dazu gehört viele Lebenserfahrung und Beobachtungsgabe; denn aus der wirklichen Welt werden im Roman die Bilder entnommen, um verschönert dazustehen; wer also das wirkliche Leben nicht kennt, und doch Romane schreibt, der greift in das Dunkle, eben so wie der Scenenmaler, der etwa aus dem klassischen Alterthum etwas hinzeichnen wollte, ohne genauer Kenner der Eigenthümlichkeiten des Volkes zu seyn. — Wird der Roman nicht durch die Tiefen des Schicksals durchge-

führt, so bleibt er flach, und werden die Hauptpersonen nicht konsequent gehalten, so ist er auch flach. Jeder Mensch strebt nach Charakter, weil der Charakter in dem Ziele der Menschheit, in der Einheit liegt; — das doppelsinnige Wesen eines ungewissen, schwankenden Romans wird daher immer auch selbst von dem gewöhnlichen Leser, der nur für den Augenblick Unterhaltung haben will, kalt aufgenommen, und in der nächsten Stunde weiß er meist nicht mehr, was er gelesen. — Führt der Charakter sich glücklich und konsequent durch, dann ist der Leser zufrieden. Des Schwankenden und Ungewissen und Zweideutigen giebt es so viel in dem wirklichen Leben, daß man erfreut ist, in der Romantik feste Charaktere zu finden; es kann dies nicht oft genug gesagt werden; die wirkliche Welt fühlt die Ansprache solcher Charaktere, aber sie folgt nicht, weil die Tendenz der Leser nach dem lustigen Weltleben hingerichtet ist.

Manche Romanenschriftsteller wollen dadurch Aufsehn erregen, wenn sie so recht schändliche Charaktere als Niesewurz in die Aufgährung bringen. Darüber ist mancherlei zu sagen. Der Zweck des Romans bleibt doch immer unterhaltende Belehrung, und die Romanendichter, welche nicht die Tugend oder das Fatum, sondern das Laster, das Verbrechen, die Schuldbeladenheit siegen lassen, vergiften den Kreis

ihrer Leser. Uebrigens aber soll hiermit durchaus nicht gesagt seyn, daß schlechte, unmoralische Charaktere aus der Sphäre des Romans verbannt werden müßten; sie sind vielmehr die Schlagschatten, den guten, den siegenden Hauptcharakter in ein helleres Licht zu stellen. Aber es ist sehr schwer, um uns so auszudrücken, einen schlechten Charakter im Roman gut zu halten. Mit Anstand muß er schlecht seyn, nicht pöbelhaft, nicht gemein, aber auch nicht verführerisch, nicht einladend; er muß die Anlage zum Guten, welche den Menschen zum Menschen bindet, durchblicken lassen, und eben diese Anlage zum Guten muß unser Mitleiden rege machen; auch in dem Bösen müssen wir eine Moral finden, und das grausam-niederträchtig-Böse gehört nicht in den Roman, nicht zu dem Zweck des Romans, als leichter Unterhaltung. Ein so zusammengestückelter Roman, woran man auch im Bösen die gute Anlage nicht durchblickt, ein Roman, der Grausen erregt, anstatt rühren zu sollen, ist nur für die rohere Klasse der Menschen, welche härter angegriffen seyn will, geschrieben, und gewinnt dem Verfasser keinen literarischen Namen. — Uebrigens gehören bei dem gut angelegten Roman die schlechten Charaktere wohl zur Intrigue, sie müssen aber nie eine Hauptrolle spielen können, spielen dürfen; und am besten ist es, wenn sie bei der Entwickelung der Ge-

schichte in einem gewissen Zweifelschein verschwinden. Mag der Schriftsteller es dem Leser überlassen, darüber nachzudenken, welches wohl ihr Schicksal gewesen sey; das Schlechte selbst als Dichter so recht derb und quälend richten zu wollen, das ist für die gebildete Welt, für welche doch geschrieben wird, nicht ansprechend, fällt in das Platte, in das Rohe.

Der Charakter der Frauen ist im Roman eigentlich schwer zu halten, und warum? Weil sie eigentlich auch in dem wirklichen Leben keinen Charakter, sondern nur Launen und Empfindungen haben können, die wie die Wetterfahnen nach allen zwei und dreißig Polarwinden sich drehen. Ob es nun Ursach oder Wirkung sey, daß die Frau von festem Charakter auch im wirklichen Leben nicht anspricht, das lassen wir hier dahin gestellt seyn; gewiß ist es aber, daß dem so sey, und da der Roman Charaktere aus dem wirklichen Leben zu entnehmen hat, so muß hier auch den weiblichen Gestaltungen nur Gefühl und Zartheit, leichte Beweglichkeit, Neckerei, Tändelei, wie es sich gestaltet, auch wohl tragische Schwärmerei (aber Alles ohne männliche Handlung) untergelegt werden. — In leichten Romanen (die aber dem Dichter selbst oft die schwersten sind) hält es unendlich schwer, die feinen Schattirungen der Gewandtheit in der Gesellschaftssprache zu treffen. Die Damen von Ton sind darin

bekanntlich Meisterinnen, und ein Romanendichter, der in solchen Kreisen sich nicht genau umgesehen, bleibe ja von dieser Parthie der Unterhaltungssprache zurück. Der wahre Ton dieser Sprache wird im Roman nicht leicht getroffen, und es hält schwer, ihn nicht schlüpfrig, oder wenigstens locker zu machen. — Im tragischen Roman ist es etwas anderes; da spielen die Frauen, welche überhaupt die Zielscheibe des Lesers sowohl, als der Leserin zu seyn scheinen, ihre bedeutendere Rolle. Allein, man muß sich doch auch sehr in Acht nehmen, nicht, wie es zu einer Zeit hieß, zu siegwartisiren. Man muß den tragischen Charakter in dieser Hinsicht wohl von dem schwärmenden unterscheiden. Der schwärmende Charakter ist matt in sich selbst, und bekundet die Mattheit des Schriftstellers; der wirklich gut gehaltene tragische Charakter hingegen ist erlabend, stärkend für den Leser, und flößt Achtung für den Dichter ein. Alles Tragische aber kann sich nur in der Größe der Gestaltungen entwickeln; ein düsterer, nicht mystischer Schein muß ihnen vorgelegt werden, und das Fatum, das unvermeidbare Fatum muß dabei die Hauptrolle spielen. Der Zweck des großen, des tragischen Charakters ist die zwiefache Verbindung, die des Grausens mit dem Mitleide. Zu dem Mitleid ist der Mensch, mag er auch noch so entarteter Natur seyn,

geneigt; daher muß bei der Anlage des tragischen Romans der Dichter immer dahin sehen, daß das Mitleid für den Unverschuldeten, der im Lebensgetümmel ein Opfer ward, rege gemacht werde. Daher sind weibliche Charaktere, in denen Seelenadel ist, und das Gefühl der Schwäche mit dem guten Willen, mit dem reinen Bewußtseyn vergebens gegen den Andrang des Schicksals kämpft, am besten dazu geeignet, dem Dichter einen Stoff zu Anlegung guter Charaktere zu geben. — Der Mensch will bei dem Romanenlesen mehr unterhalten, als in finstern Ton gesetzt seyn; daher sind launige Romane der Mehrheit auch weit ansprechender, als die düstern. Empfindelnde Romane gefallen ganz und gar nicht; denn theils ist der Charakter zu schwer zu halten, theils ist er in dem nordischen Klima nicht ansprechend für den Leser.

Bei dieser Gelegenheit über den Charakter der handelnden Personen im Roman müssen wir noch bemerken, daß oft die bewährtesten Dichter ihre Erzählung anfangs sehr breit, gefällig und ansprechend geben, und daß sie dann bei der Katastrophe im Sturmschritt zum Ende eilen. Der Leser, für den doch der Roman geschrieben ist, wünscht das durchaus nicht, und muß glauben, — wenn er so etwas von dem literarischen Handel wahrgenommen hat — daß auf

die Bogenzahl gerechnet gewesen sey, daß der Dichter das Ende nicht habe finden können, oder daß er zuletzt bei seinem eignen Werke sich gelangweilt, und also die handelnden Personen schnell zum Ziel geführt habe. Mehrere der deutschen, rühmlich bekannten Romanendichter mögen wir in dieser Hinsicht nicht als Beispiele aufführen; sie sind bekannt genug. — Aber der so lange durch die Haltung der Charaktere gespannt gewesene Leser will auch nicht überrascht von dem Phantasieengemälde weichen, er will vielmehr mit sanfter Ruhe davon scheiden; sonst ist sein Traum — und wie gern träumt nicht der Mensch — widrig gestört, unfreundlich abgebrochen.

Wie sehr der Kontrast wirke, ist schon vielfach von Andern, und auch hier gelegentlich schon bemerkt worden. Eben so wie ein Gemälde ohne Licht und Schatten eine flache Platte, an welcher man kalt vorübergeht, ist; eben so wie ein Theaterstück, wo die Intrigue fehlt, und der fehlende Widerstreit der Charaktere den Zuhörer kalt läßt, — so wie jede Monotonie dem Beschauer langweilig seyn muß, — eben so verliert der Roman, mag die Geschichte auch noch so gut seyn, wenn die Reibungen der verschiedenartigen Charaktere nicht in entweder drolligen, oder in tragischen Widerspruch gestellt sind, je nachdem die Tendenz des Romans war. — Ist es ein drolliger, ein

lustiger Roman, so muß ein etwas schwärmender, empfindelnder Charakter nicht zu sehr in das Ernste und Tragische gezogen werden, denn er giebt einen zu harten Schlagschatten in dem Gemälde; — ist er ein ganz drolliger Roman; so kann man die Sitten der Zeit nicht scharf und spöttelnd genug zeichnen, weil diese Romane zu den Zugvögeln gehören. Im deutschen Roman hat in dieser Hinsicht der Lokalität des Spöttelnden Julius v. Voß, ein sehr achtungswerther Schriftsteller, viel gethan, und in der Allgemeinheit A. v. Kotzebue. — Ist es ein tragischer Roman, so muß der Ernst dem Spötteln, der Lokalität der Satyre weichen, und die Zwischenschatten dürfen dann nur eben so hoch-komisch gehalten seyn, wie die Hauptschatten hoch-tragisch gehalten werden. Beides mit einander verzogen, verstört die Tendenz, und das Ende ist Bizarrerie oder Langweil. — Idealismus muß im Charakter bleiben, sonst macht er durchaus keinen Eindruck auf den Leser, sonst beschwingt er ihn nicht, und dazu gehört Originalität und Genialität in Anlegung und Entwickelung der Charaktere. Sind sie nun einmal nicht festgehalten, wie der Dichter sie vor Augen hatte, dann hinkt der Roman, und der Leser ist mit dem Dichter unzufrieden.

Wahl des Titels.

Bei der Wahl des Titels kommt der Schriftsteller zunächst häufig in große Verlegenheit mit seinem Verleger. Letzterer betrachtet in der Regel das Kunstprodukt des Dichters als kaufmännischen Artikel, und je pomphafter ihm der Titel klingt, desto ansprechender ist ihm das Colli der Waare. Der Inhalt selbst interessirt ihn eigentlich nicht so genau, denn die Lesewelt ist eine andere, als die seinige; er ist Kaufmann, die Lesewelt ist — Lesewelt! Ja, wenn unsere Buchhändler in Deutschland schon früherhin sich hätten so gebildet gehabt, einige ausgenommen, als wir jetzt es bemerken, so würde die Verbindung des Verlegers und des Verfassers, des Dichters, schon früher in reinem Einklang eine mehrere Originalität dem deutschen Roman gegeben haben. — In frühern Zeiten hatten die Romane gewöhnlich sehr breite Titel,

und auf dem Titelblatte stand ein Sermon, der ein Inhaltsverzeichniß zu seyn schien. Mancher Romanendichter gefiel sich selbst in dem Titelblatt mehr, als in der Hauptsache. — Späterhin wählten die Lieblingsdichter — wir reden jetzt nur von dem deutschen Roman — gewöhnlich auch etwas lange, aber mystische Titelblätter; das ist schon besser; denn das Ende soll im Titel nicht aufgedeckt werden, der Leser muß es erst errathen sollen; denn darin liegt ein Kunstgriff des Romans, eine Lockspeise. Die Neubegier muß rege erhalten, und nicht schon auf dem Titelblatt dem Leser getödtet werden. — Neuerdings fängt man — und das mit Recht — an, sehr kurze Titel zu wählen, wobei der Erwartung Raum gegeben wird, und diese Erwartung begehrt der Leser bei dem Roman eben so gut, als bei der Aufführung des Drama. — Von dem Verleger den Titel sich ändern zu lassen, das ist eigentlich, wenn man nicht im Einverständniß mit einem wissenschaftlich-gebildeten Verleger ist, wider das Prinzip des Romanendichters, und beweiset, daß er als Marktwaare seine Produkte genialer Erfindung verhandelte. Oft wird durch den einladenden Titel der neubegierige Leser getäuscht, und der Schriftsteller leidet darunter. — Am besten ist es für den Dichter, daß er erst die ganze Fabel im Kopf haben, hingeworfen haben muß, und daß er dann erst, wenn

das Kind seiner Muse geboren ist, es taufe. Die Andeutung des Titels, dessen Erfindung sich dann von selbst findet, giebt dem Werke einen originellen, charakteristischen Namen, welcher die Lesewelt mehr anspricht, als die aufgesuchten, oder wohl gar angegebenen Titelblätter. Es ist in der That in dieser Hinsicht mit dem Kinde der Phantasie, wie mit dem wirklichen Menschenkinde. Das Kind selbst muß erst geboren seyn, und wenn es bei der Taufe in die lebende Welt tritt, giebt ihm der Vater den Namen. Mag dieser Name auch anspruchslos seyn; wenn der Vater es findet, daß sein Kind in der Welt wohl gelitten seyn dürfte, und ohne äußern Tadel sey, so ist der anspruchslose Taufname des Geisteskindes eben so ansprechend, als die weitschweifigen Familien- und Lieblingsnamen in der wirklichen Taufwelt abstoßend sind. In beiden Welten sind diese weitschweifige Taufnamen ein Zeichen des Stolzes, der Anmaßung oder der Marktschreierei.

Ueberlasse man allenfalls bei dem Roman dem gebildeten Verleger die Wahl des Titels; denn er ist in der merkantilen Welt besser bewandert, als der Schriftsteller, der auf seiner Studirstube nur sich selbst und seine Gestaltungen sieht, und von dem Umtriebe des merkantilen Lebensverkehrs keine genaue Kenntniß hat; und die größtmöglichste Verbreitung seines Werks

ist doch der zweite Wunsch des Schriftstellers; nur sehe der Autor durchaus dahin, daß der etwa neu gewählte Titel auch dem Inhalt entspreche. Anspruchslos, einfach, durchaus nicht das Ende deutend, sey der Titel. Je mehr ein Schriftsteller schon einen Namen gewann in der literarischen Welt, desto mehr kann er ganz einfache Titel seinen Romanen vorsetzen, wenn er selbst seine Firma untersetzt. Bei weniger bekannten Schriftstellern, die erst noch einen Namen gewinnen wollen, ist es freilich anders. Sie müssen, um sich bekannt zu machen, in einer Art von Emphase auftreten, und den Versuch machen, ob ihre Phantasie, ihre Zusammenstellung, ihre Schreibart dem Publikum gefalle oder nicht. Es giebt viele junge Genies, die in dieser Hinsicht mit dem ersten Versuch zurückgeschreckt wurden, und doch mit der Zeit herrlich sich hätten entwickeln können; für solche angehende Kunstjünger paßt es durchaus, daß sie mit einem etwas pomphaften Titel in der Lesewelt sich einführen. Der Erfolg muß es lehren, ob der Beruf des Dichters auch eine Ansprache fand; denn die Schreibseligkeit im Roman ist zuweilen eine Art von Manie, wovor man die Menschen eben so sehr warnen muß, als vor die Wuth, zu viele Romane zu lesen und in diesen Traumgestälten sich zu vertiefen, um das wirkliche Leben zu vergessen, oder die Eigen=

thümlichkeit desselben locker zu machen. Wohl unterscheide man in dieser Hinsicht wieder Wahrheit von Traumgestalt.

Bei dem Abschnitt über den Titel kommen wir wieder auf das Anonyme und Pseudonyme. Es ist dies in der That eine Verdunkelung der deutschen Literatur. Im „Heinsius" finden wir z. B. allerdings viele Romanisten, die unter pseudonymen Namen sich dem Publikum dargestellt hatten, aufgeführt; allein manche ehrenwerthe Schriftsteller fehlen noch, und diese Täuschung der Literaturgeschichte sollte eigentlich nicht Statt finden. So fehlt uns unter andern der Name des Verfassers von „Incest, oder der Schutzgeist von Avignon." In welchem Verhältnisse der Verfasser auch gewesen, so war es doch nicht nöthig, seines Namens sich zu enthalten; denn ein Kind ohne Namen ist, mögte man beinahe sagen, ein uneheliches Kind, und der Incest ist so anspruchsvoll, daß man den Dichter liebt, ohne ihn zu kennen. Warum nannte er sich nicht? — Das Resultat von dem Allen ist, daß Romanendichter, denen der Genius wurde, eine Selbstständigkeit für ihre Produkte sich gewinnen und Alles verwerfen müssen, was von dem flachen Krähwinkel herstammt. Ohne dies giebt es nichts Ideales. Man kann nichts halb seyn; entweder Dichter, oder Professionsmensch. Die

Freiheit der Dichtung, das ergreifende Gefühl des Dichterberufs geht durchaus dem Roman ab, wenn der Dichter anonym oder pseudonym schreibt. Wer in dieses Feld der Literatur nicht frei zu treten wagt, der schändet es, und bleibe davon zurück; der Dichter kämpfte bei ihm mit dem gemeinen Erdenleben, und letzteres hat ihn hinunter gezogen; er wird sich nie zu hohem, poetischen Schwung erheben.

Der Titel gehört eigentlich zu der äußern Oekonomie des Romans; er ist die Firma, das Aushängeschild. Nun giebt es aber — denn was thut der kaufmännische Geist nicht! — verschiedene Aushängeschilder, womit Wucher getrieben wird. Dazu gehören die einladenden Titel schlüpfriger Romane. Diese dem Verleger zu vergönnen, davor muß man sich sehr in Acht nehmen. Der Schriftsteller entwürdigt sich dadurch, so wie überhaupt durch den schlüpfrigen Roman selbst. Der Titel muß eigentlich ein Räthsel seyn, welches der Leser erst zu lösen hat. Alle fremde Einsprache in dieser Hinsicht giebt schiefe Richtung.

Zu dem Roman, wenigstens der bedeutenden Schriftsteller, gehört nach der mode de France auch ein Kupferstich, als Einladung, als Aushängeschild. Eigentlich ist dieser Versuch merkantilisch; allein, ist der Verleger splendid, so ist der gute Kupferstich auf

dem Titelblatte allerdings einladend. Wir haben in Deutschland der Kupferstecher der Art sehr viele, und mitunter ausgezeichnete Meister; allein diese sind zu der Manie der Taschenbücher so übergegangen, und damit so beschäftigt, daß es in der folgenden Generation vielleicht keinen guten Zeichner, keinen guten Kupferstecher mehr geben möchte. Von der Zeichnung für den Roman entfernen sie sich. Taschenbücher bewirken in ihrer Ueberzahl den Verfall der Kunst und der Wissenschaft; diese Taschenbücher müßten denn, was zu befürchten steht, nach und nach zu Folianten anschwellen, dann werden sie von der schläfrigen Lesewelt wohl zurückgelegt werden. — Die Scene, welche aus dem Roman in Kupfer gestochen werden soll, muß der Verfasser nicht dem Verleger überlassen, sondern er selbst muß sie auswählen und die Idee dazu dem Zeichner angeben; mit einem Blick übersieht dann der beobachtende Leser die wahre Deutung, und darum muß auch bei dieser Scene eine Stelle gewählt werden, welche das Knäul der Verwirrung menschlicher Gestalten noch nicht vollständig auflöset, aber es vermuthen läßt. Hoffnung und Erwartung sind die Schutzgöttinnen des irdischen Lebens, um so mehr also der Träume der Romanenwelt. — Daher sind Titel, welche in das Ungemessene schwei-

fen, auch unansprechend, denn der Leser will ein Ziel wenigstens ahnden.

Einem alten Roman einen neuen Titel geben zu lassen, entehrt den Schriftsteller. Fand er bei dem ersten Titel keinen Beifall, gewann er keinen Ruf, dann weiß man, was von ihm zu denken sey; er handelte mit seinem Manuscript, und der nicht unrühmliche Stolz des Dichters ist ihm fremd. Geraden Weges geht er der Makulatur entgegen, wenn er die Umänderung des Titels zuläßt.

Bei dieser Gelegenheit etwas über Selbstrecensionen. Sobald der Titel eines Romans in dem literarischen Publikum ist, bemüht sich der Verleger, dem es ganz und gar nicht zu verdenken ist, ihn rühmlichst bekannt zu machen; aber auch häufig macht der Dichter sich eine Selbstrecension in den Ankündigungsblättern. Findet der Verleger die willige Feder eines Dritten, so mag er es thun; seine Waare leidet darunter ganz und gar nicht, wenn sie auch vielleicht nicht gewinnt. Macht sich der Dichter die Selbstrecension, so stößt er natürlich lärmend in die Posaune des Lobes, denn er wird sein Kind nicht verdammen wollen, er wird dem Egoism und der Selbstgefälligkeit nicht entsagen können. Mag er aber den Styl noch so sehr zu verbergen, umzuwandeln suchen, man findet den Auto=Recensenten immer durch, und

bemerkt man das, so hat man schon ein Vorurtheil gegen das Werk selbst. Gute Waare empfiehlt sich von selbst; sie bedarf nicht des pomphaften Titels, noch der Auto-Recension. Es liegt darin für den Verfasser immer entweder ein merkantilisches Verfahren mit Geistesprodukten, oder eine eitle Anmaßung und blinde Liebe für das vielleicht verkrüppelte Kind, oder endlich eine Gleichgültigkeit der wahren Meinung des ausgebildeten Publici. — Der Schriftsteller erregt in der Regel mehr Aufmerksamkeit der Gebildeten, der mit einer gewissen Schüchternheit sich öffentlich zeigt, weil er dem Ruf seines Genius nicht widerstehen konnte, und den wirklich genialen Dichter kann man von dem Mechaniker sehr bald nach dem Abdruck durch eine kleine Beobachtung unterscheiden. Jener, der wahre Dichter, scheuet sich, sein Werk im Druck noch ein Mal zu lesen, weil es ihm da ganz anders erscheint, als im Manuscript, und weil er unterdeß noch mehrere Bemerkungen und Tadel gefunden hat, von denen er befürchtet, daß die Leser sie auch finden werden; das Horazische primatur nonum in annum ist ihm gegenwärtig; — dieser, der Mechaniker, oder der eitle Dichter, kann die Zeit nicht erwarten, ehe er sich gedruckt sieht, verschenkt eine Menge Exemplare an Gönner und Freunde, gefällt sich bei dem Lesen des Drucks selbst im Spiegel, ist außer sich, wenn er

das Papier nicht so recht gut, oder den Druck matt, zuletzt wohl gar, den Sinn übrigens nicht entstellende, Druckfehler findet; — man darf ihm sagen, daß er nie den poetischen Schwung, der zu dem guten Romanendichter gehört, nie bekommen wird. — Uebrigens geben wir bei dieser Gelegenheit den Verlegern nochmals zu bemerken: kalligraphisch-schlecht geschriebene Manuscripte, wo vieles ausgestrichen, Worte ausgelassen u. s. w., sind in der Regel besser und ansprechender, als die zierlich mit eigner Hand abgeschriebenen Concepte. Der geniale Schriftsteller beklagt sich schon darüber, daß seine Gedanken rascher fließen, als die Feder folgen kann, und es ist ihm unmöglich, ihm, der in der Phantasie lebt und webt, das Geschriebene noch ein Mal durchzulesen; dasselbe bemerken wir sogar bei großen Geschäftsmännern; die Form dem schnell Hingeworfenen zu geben, ist bei dem Schriftsteller Sache des Correktors, bei dem Geschäftsmann Sache des Secretärs; — die zierlich mit eigner Hand abgeschriebenen Concepte werden in der Regel im Druck höchst langweilige Romane. Ein anderes ist es mit dem Manuscript gelehrter, z. B. mathematischer Werke; da freilich kann der Autor nicht Genauigkeit genug auf die Reinheit seiner Handschrift wenden.

Bei der Wahl der Titel werfen wir noch folgen-

des auf. Der Roman sey nun fertig, und der Dichter will das Kind taufen, wie er zu dem Plan und der Tendenz es angemessen findet; er freuet sich, den angemessenen, passenden Taufnamen ihm geben zu können, findet aber zu seinem Schrecken, so etwa im Heinsius, daß bei der unzähligen Menge der abgedruckten Romane unter demselben Titel — car les beaux esprits se rencontrent! — schon einer im Publikum erschienen; wird nun der neuere Romanendichter den vorhin beschlossenen Titel ändern sollen? — Es ist dabei ein Unterschied zu machen. Ist nämlich der Romanendichter noch nicht bekannt genug im Publikum, dann muß er allerdings den Titel ändern, und einen andern, ansprechenden, den Situationen anpässenden Titel wählen; ist aber sein Name in der Lesewelt bekannt, hat er bereits einen Ruf gewonnen, dann lasse er den Titel stehen, mögen auch unter demselben Titel schon mehrere Romane erschienen seyn, denn der Name des bekannt gewordenen Dichters gilt mehr als der Titel, und da denn überhaupt der Moderoman selten eine Olympiade überlebt, so sind jene frühern Kinder des Geistes schon in die Vergessenheit des Papiermeers übergegangen.

Jene frühere Bemerkung über die Auto-Recensionen führt uns wieder auf die wirklichen Recensionen der literarischen, sogenannten Institute. Soll sich

der Schriftsteller dadurch belehren lassen wollen, oder nicht? — Romane werden bei den mehrsten Instituten der Art gewöhnlich nur sehr kurz hin beurtheilt, und um denn doch etwas zu sagen, sucht der Recensent einige abgerissene Stellen heraus, die er tadelt; denn eine Kritik ohne Tadel wäre keine Kritik. Dadurch muß aber der Dichter durchaus nicht sich abschrecken lassen; das Urtheil des Volkes, die allgemeine Meinung ist der wahre Richter. So wird ein Kotzebue, ein A. Lafontaine und mehrere, von den Recensenten betadelt, während das leselustige und das schaulustige Publikum deren dichterische Entwürfe allen andern vorzieht; und warum? Weil diese Schriftsteller mit künstlerischer Besonnenheit in das wahre Leben eingreifen, und der Mensch sich gar zu gern im Spiegel in verschönerter Gestalt wiedersieht. Ja, wären die kritischen Journale das, was sie eigentlich seyn sollten, wären sie ein Censorengericht, welches unter der allgemeinen Staatsgewalt steht, dann wäre es etwas anderes! So aber lobt das eine Blatt das Buch, welches das entgegengesetzte Blatt tadelt; — diese Reibung an sich ist nicht übel, wenn sie nur mehr Wahrheit im Zweck enthielte; in sich selbst zermalmen sie sich dadurch. Die gewählte eigne Autorität ist unansprechend und einseitig; der Zweifelschein bleibt nicht aus. — Sollten wir einem wohl geord

neten Staat einen Rath geben dürfen, so wäre es der, alle Censuranstalten unter einen Cyklus unter unmittelbarer Staatsaufsicht zu bringen, und dabei das Incognito der Recensenten ferner nicht zu beobachten. Denn das Incognito verräth immer eine falsche Anmaßung oder eine Verstecktheit, die mitunter in das Partheiliche, mitunter in das Hämische fallen kann. Unser Zeitalter ist zu sehr vorgerückt, als daß es nicht das Eigenwillige jener Institute sollte erkennen und beleuchten können; der Fortgang des Wesens der Literatur wird bei dummgläubigen Köpfen dadurch geradezu supprimirt. — Der sich fühlende Romanist muß an keine Recension, welche den Schulmonarchenton führt, sich kehren, eben so wenig, wie neuerdings das lesende Publikum sich daran kehrt. Gefällt die Leichtigkeit des Romans, hat er Ansprache, welcher der Leser beachtet dann die Recension? Und wie wenige Romanenleser lesen denn auch die Recensionen? Ja, es giebt der berühmten Romanenschriftsteller mehrere, welche ganz und gar nicht mehr in den willkührlich angelegten Recensions-Instituten geprüft werden mit ihren neuern Produkten. Das ist eigentlich ein Ehrenzeichen, ein schamhaftes Bekennen, daß der Dichter über den Kritiker den Sieg durch die allgemeine Meinung des Volkes davon getragen habe. — Hieraus können wir füglich die Fabellehre ziehen,

daß derjenige, der zu ängstlich nach dem Urtheil der Recensenten sich sehnt, nie ansprechend für das Volk seyn wird; es müßten denn diese einseitigen Institute einer andern, einer oberaufsichtlichen Staatsverwaltung unterworfen werden. Die Gelehrten-Akademie ist eine Phantasie von gestern, und die Recension muß immer unter der Aufsicht der Staatsgewalt stehen. Wohl dem Staate, welcher dem Schriftsteller, auch im Romanenfach, so viele Freiheit als möglich, geben kann, und der es zu schätzen weiß, wenn der geniale Dichter, wie ein feuerspeiender Berg, originelle, dem Urstoff entlockte Funken umher wirft! Ein solcher Roman empfiehlt sich auch ohne Titel, und daher wäre eigentlich, wenn man hier nur den Titel betrachtet, der beste Roman der: „der Roman ohne Titel.“ Wir haben einen dergleichen, aber er erfüllt bei weitem die Tendenz nicht, die wir bei dem Original-Roman glauben erwarten zu dürfen.

Die Episode.

Die Episode kann man füglich die Geschichte in der Geschichte nennen; sie ist das Einweben fremder Geschichten in die Geschichte der Hauptpersonen. Da nun der Leser für die Hauptpersonen am mehrsten sich interessiren soll, und bei einem jeden gut geordneten Roman sich auch interessiren wird, so liegt es in der Natur der Sache, daß jede Episode störend ist, weil sie die Neubegier, das Schicksal der Hauptpersonen zu erfahren, hemmt, eine unangenehme Störung in dem Lauf der Geschichte macht, und dem Leser das Angenehme, welches er bezweckte, raubt, indem er genöthigt ist, sich anzustrengen, daß er den Faden der Geschichte nicht verliere, und mühsam muß er oft, wenn der Dichter den Hauptfaden wieder aufnimmt, sich in die Geschichte wieder hinein denken. Diese langweilt ihn dann oft, weil die Episode anziehender

war, weil sie ihm in frischerer Erinnerung ist, und überhaupt, weil dadurch die Einfachheit und Einheit, die Harmonie des Ganzen, welche Grundlinien der schönen Kunst und Wissenschaft sind, gehässig gestört worden. — Hieraus folgt, daß, nach dem Zweck des Romans, die Episode so viel als möglich vermieden werden muß. — Manche Schriftsteller scheinen zwar der Meinung zu seyn, daß die Episoden gerade es sind, welche den Roman angenehm machen, indem sie für den Leser Wechsel hinein bringen; dahin gehören besonders unter den Spaniern: Cervantes, in seinem Don-Quixotte, und der Gil-Blas von Santilano; in Frankreich sind die besten Romane der besten Schriftsteller überladen mit diesem buntscheckigen Wesen, welches die Harmonie der Einheit stört; die englischen Romanisten verfallen auch nicht minder in den Fehler der Episode, und in Deutschland darf man bei den gelesensten Sachen nur an Wieland und Lafontaine erinnern, um ein Gleiches zu finden. Ersterer hat in seinem poetischen Roman „Oberon" eine Episode, welche einen ganzen Gesang ausfüllt, und letzterer hat fast in jedem seiner Romane Episoden, die viele Bogen hindurch die Hauptgeschichte unterbrechen. — Diese Episoden entstehen entweder von der Wechsel-Laune des Schriftstellers, den das beständige Fortführen der Hauptgeschichte zuletzt ermüdet,

oder aus der Armuth des Stoffes der Hauptanlage, oder aber auch, wenn man sich hinsetzte und schrieb, ohne den ganzen Plan schon vollständig entworfen zu haben, wo denn bei dem Schreiben erst Nebengestalten sich entwickeln, die man schnell in das Licht, und oft in ein schöneres Licht stellt, als die Hauptgestalten; zuletzt aber sieht man vielen Romanen, die mit Episoden gefüllt sind, es an, daß der Romanist so und so viele Bogen hatte füllen wollen oder sollen. Dergleichen Romane, besonders die der Spanier und vieler Franzosen aus dem siècle de Louis XIV., sind weiter nichts, als eine Gallerie von Novellen, an das lockere Band einer langweiligen Hauptgeschichte gehängt.

Um die Episoden zu vermeiden, so viel es möglich ist, weil sie jedesmal den Leser stören, gehört besonders das Aufgreifen eines dauernd anziehenden Hauptinteresse, richtige Anordnung und die wohl erwogene Einführung der Nebenpersonen zu gehöriger Zeit. — Ist das Interesse für die Hauptpersonen reichhaltig an Verwickelungen, an Stellungen gegen einander, an Lagen, welche die Spannung des Lesers erhalten, so bedarf es der Episode nicht, um dem Leser dennoch hohen Genuß zu gewähren. Ehe dieses Hauptinteresse nicht genau geprüft, und im Kopfe wie ein vollendeter Roman daliegt, sollte Niemand

die Feder ansetzen. Wer ohne diese strenge Vorbereitung, aus dem innern Anschauen das Gemälde menschlicher Verwickelungen dem Papier wieder zu geben, die Feder ergreift, den nennt man einen Skribler, und er entwürdigt den Werth des guten Romans. — Zu der richtigen Anordnung gehört, wenn der Roman gefallen soll, sehr viel vorherige Erwägung, und wir haben diesen Punkt schon an mehrern Orten berührt. Hier nur so viel, daß die Episode dann nicht nöthig ist, wenn ich die Geschichte des Haupthelden oder der Heldin, oft auch beider zugleich, richtig sogleich in ihrem wahren Standpunkte aufführe. Viele Romanisten, um den Anfang gleich dem Leser einladend zu machen, setzen uns sogleich auf der ersten Seite in eine noch ganz fremde, lebendige Situation der handelnden Personen, und sind dann auf dem zweiten oder dritten Bogen schon genöthigt, was den Leser eben so stört, als die Episode, zu der frühern Entwickelungsgeschichte des Romans zurück zu gehen, und nachher zu Episoden ihre Zuflucht zu nehmen, weil sie die Hauptpersonen nicht sogleich auf den rechten Punkt stellten, nicht den Leser leicht mit dem Verhältniß der handelnden Personen in leichter Uebersicht bekannt machten, und ihm die Andeutungen für das Ganze gaben, welche ihm die Gemächlichkeit des Genusses beim Lesen geben. Eben so ermüdend sind

auf der andern Seite die frühern pädagogischen Jugendgeschichten der Hauptpersonen, von der Wiege an uns vorgetragen; dergleichen gehört in Kindererzählungen zum Schulgebrauch, oder es darf die erste Erziehungsgeschichte wenigstens nicht zu sehr gedehnt werden, wenn man sich nicht langweilen soll.

Zuweilen aber sind Episoden allerdings nicht zu vermeiden, besonders alsdann, wenn der Held der Geschichte durch das Fatum, diesen obwaltenden Genius der Romane, in fremde Verhältnisse, die vorher dem Leser verhüllt, oder auch verstellt bleiben mußten, geworfen wird; dann sind für die Episode folgende Regeln zu beobachten:

1) Die Episode muß so kurz als möglich seyn, damit sie den Hauptfaden der Geschichte nicht zerreiße;

2) sie muß durchaus nothwendig seyn, und der Romanist muß, um die Einheit des Ganzen, die Verwebung und Vollendung seines Werkes zu bewirken, keine Möglichkeit finden, sie umgehen zu können.

3) Die Personen, welche in der Episode die handelnden sind, müssen unerlaßliche Personen des Hauptromans seyn; sonst erscheint die Episode, wie man das leider! so oft findet, nur als jener Nothbehelf, von welchem vorhin die Rede gewesen, und sie ist ein oft vielleicht gelungener Lückenbüßer, der den Leser aber von der Wahrheit des Romans

abruft, und zu dem viel gehörten Bemerken Anlaß giebt: „Stellenweise läßt sich das recht gut lesen."

4) Die Episode muß durchaus in sich selbst enden, um den Leser nicht in Verwirrung zwischen der Episode und der Hauptgeschichte bringen zu wollen. Die Erwartung der Episode muß mit dem Schluß derselben geendet seyn, damit man mit der gemächlichen Ruhe, welche der Leser begehrt, wieder an die Hauptgeschichte zurückkehre;

5) sie muß eingreifen in die nächsten Verhältnisse der handelnden Personen, und alles Ueberflüssige, Störende muß abgeschnitten werden.

6) Der Styl der Episode muß so viel als möglich erzählend, nicht räsonnirend seyn; dadurch erhält sich die Lebendigkeit des Romans, und mildert die Störung.

7) Keine Episode darf eine größere Katastrophe entwickeln wollen, als die der Hauptpersonen ist; dadurch würde das Interesse an dem Ganzen gestört. Episoden müssen immer subaltern bleiben, als Ephemeren an dem Ganzen vorüberflatternd.

8) Die Episode darf, im Verhältniß der Episode, niemals im Roman wiederkehren; dies stört den Leser von neuem, und sein Gedächtniß wird auf eine Art gezwungen, welche dem Romanleser, der Unterhaltung sucht, widrig seyn muß.

9) Fremde Personen, die nicht zu der Hauptgeschichte gehören, muß man in der Episode so viel als möglich zu vermeiden suchen. Sie spannen die Erwartung und füllen sie nicht, und lassen Lücken in der Hauptgeschichte.

10) Wenn eine Nebenperson ihre Geschichte selbst erzählt, die in das Hauptinteresse verwickelt ist, so muß man sich besonders dafür schützen, daß man die Gleichheit des Tones zu erhalten suche. Ist es nun auch eine Indianerin, welche ihre Geschichte in einer europäischen Erzählung vorträgt, so muß man durch Nachahmung morgenländischer Erzählung und durch die Naivetät dieses Vortrages nicht ein Gaukelspiel treiben wollen; dies stört den strengen Romanenleser in der Einheit und Harmonie, welche er in dem geschlossenen Ganzen eines Romans erwartet, und daher muß der Romanendichter die Sprache der Fremden seinem festgestellten Ton so viel als möglich anzueignen wissen.

11) Mitunter findet man Episoden, man weiß selbst nicht, woher sie kommen; durchaus heterodox sind sie; sie stören wieder die Einheit, und vernichten das Ganze. Dahin gehört unter andern Chateaubriand's „Attala" im „Génie du Christianisme." Dieser Roman, der seinem sehr schätzenswerthen Werke einverleibt worden, ist ganz dazu geeignet, das ganze

philosophisch-religiöse Werk zu vernichten, und diese verunglückte Episode hätte aus dem Ganzen herausbleiben sollen.

Wer unter den Deutschen die Episoden am glücklichsten vermieden hat, ist Bouterwek; auch Göthe, Schlegel u. s. w. Im Roman in Briefen sind die Episoden leichter zu vermeiden, oder vielmehr unbemerkbarer, unscheinbarer zu geben, als in dem rein erzählenden Roman. Will nun einmal ein Schriftsteller von der Episode nicht abweichen, entweder aus Liebhaberei, oder aus Mangel an Stoff und Geistesarmuth, so ist ihm wenigstens zu rathen, daß er seinen Roman in Kapitel abtheile, und den Kapiteln der Episode solche Ueberschriften gebe, daß man gleich die Episode erkennt und diese Abschnitte allenfalls überschlagen kann, ohne in dem Ganzen gestört zu werden. Die Grundregel muß aber immer die seyn, daß diese Zwischengeschichten so kurz als möglich bei guter Gelegenheit gegeben werden, daß der Leser deren Nothwendigkeit fühlt, und daß die darin erscheinende Person mit den Hauptpersonen des Romans in nothwendiger Verbindung stehe.

Das Schauspiel im Schauspiel ist unerträglich, etwa in Shakespeare's Hamlet und in Kotzebue's Carolus Magnus (der Fortsetzung der deutschen Kleinstädter, einem seiner charakteristischsten Nationalstücke)

ausgenommen; die Unterbrechung der Fabel im Schauspiel ist dem Hörer, dem Zuschauer eben so störend, als die Episode dem Leser des Romans ist. Dies führt uns wieder auf die große, nicht genug zu empfehlende Regel der Einheit.

Der Schäfer-Roman.

Er ist einer der ältesten in der modernen Zeitrechnung. Er ist aus Italien und Spanien nach der Schweiz gekommen, und von da nach Deutschland übergegangen. Mit der Idylle ist er sehr nahe verwandt, und konnte nur auf italischem und spanischem Boden seine Gestaltung, und in dem Lande der Hirten, in der Schweiz, seine Nahrung finden. Er ist tändelnd, fast empfindelnd, und findet daher auch nur Eingang bei dem Leser zu den Zeiten stiller, friedlicher Ruhe. Seit aber Europa wieder überall ein kriegerisches Ansehn angenommen hat, seit — man kann den Anfang dieser Periode von dem Ausbruch der französischen Revolution an rechnen — die Völker dräuend gegen einander unter den Waffen stehen, seitdem findet dieser Roman des tiefen Friedens keine Ansprache mehr. In dem abentheuerlichen Zeitalter

begehrt der Leser Ermannung zu Abentheuern; dem schönen Naturleben ist er in dem Weltenstrom abhold geworden, und also ist ihm auch der Schäfer-Roman langweilig, weil er bloß das tändelnde, spielende, friedliche Naturleben darzustellen den Zweck hat. — Wo der Schäfer-Roman in einzelnen Landstrichen noch Eingang und Beifall findet, da kann man voraussetzen, daß das Volk noch sehr kindlich, spielend-unschuldig gestimmt sey. So gab es besonders, vor der politischen Entzündung des französischen Volkes, eine Zeit, wo diese Spielart des Romans in dem südlichen Frankreich, jenseits der Loire, ihr Asyl fand, wozu die reichhaltige Natur, der stille Frieden und die Bildung, aus dem siècle de Louis XIV. herstammend, viel beitrug.

Wenn der Schäfer-Roman gefallen soll, so gehören dazu ganz besondere Verhältnisse für den Dichter. Von den subjektiven Verhältnissen des Lesers kann hier die Rede nicht seyn, da ihn der Schäfer-Roman nie ansprechen wird, sobald er selbst nicht mehr in der reinen, schuldlosen Unbefangenheit der Natur sich befindet, und sobald sein Bewußtseyn freier Gemüthlichkeit durch Lebensverhältnisse schon befangen worden. Daher mag es denn auch wohl kommen, daß bei den nicht mehr kindlichen Gemüthern der Schäfer-Roman wie ein matter Schatten vorüber-

zieht. Aber was das Intensive, was die Dichtung selbst betrifft, so ist, wenn auch das Pastorello mehr im Gesang als im Roman mit dem Zeitgeiste fortgegangen, dennoch, da Zeiten kommen werden, wo der Pastor fido seine Rolle wieder spielt, darüber folgendes zu bemerken:

1) Der Schäfer-Roman muß durchaus gar keine Verschlingung der Verhältnisse, keine Verwickelung der Intrigue, wodurch gewöhnlich die Neubegier des Lesers gespannt werden soll, enthalten. Er kommt dem geregelten lyrischen Gedicht am nächsten, und Klarheit und Einfachheit des Plans muß daher vorherrschend seyn. Jede Verwickelung der Intrigue stört hier, wo sie bei dem Roman aus dem bürgerlichen Leben gefällt.

2) Alle Empfindelei und süße, dem wirklichen Leben ansprechende Tändelei in dem Fortgange der Geschichte, muß in dieser Art von Romanen wegbleiben, wenn der Leser in der Schäferwelt, gewissermaßen in dem alten Eden, bleiben soll.

3) Die Charaktere im Schäfer-Roman müssen Naturmenschen seyn, und ganz einfach aus der Gemüthlichkeit des Naturmenschen, oder, wenn man so sagen darf, des gebildeten Naturmenschen, sich entfalten.

4) Die Sprache sey kurz, gebunden, bildlich, fast

poetische Prosa. Denn da in der Geschichte selbst keine bedeutende Verwickelung, keine besondere Spannung liegen soll, so muß die feine Zeichnung durch die Sprache dem Idyllenleben den Duft der Phantasie geben. Daher gehören auch

5) nicht allein die feinen, fast gedehnten Schilderungen des Landlebens, welche in jedem andern Roman ermüden würden, sondern auch die zart und leicht hingeworfenen Bezeichnungen der Naturschönheit zu der Charakteristik des Schäfer-Romans.

6) Im Schäfer-Roman müssen die handelnden Personen dem praktischen Leben ganz fremd seyn; sie müssen es durchaus gar nicht kennen. Die Naivetät reiner, klarer Unschuld, Herzlichkeit, und Liebe ohne äußere Kraftäußerung, muß dem Dichter das Thema seyn. Aber, fühlt er nicht einen ganz besondern Beruf zu dieser Art der Dichtung, so ist ihm davon abzurathen, da ein hoch-poetischer Schwung zu dem Dichter eines Schäfer-Romans, welchen das Publikum als gelungen annehmen soll, gehört.

7) Der Schäfer-Roman darf, wegen der Einfachheit der Fabel, durchaus nicht gedehnt seyn. Zu gedrängte Kürze im Styl taugt auch nichts, indem er schildernd, malend ist; aber die zu weite Ausdehnung hebt auch wieder das Angenehme einer süß und einladend hingeworfenen Schilderung auf.

Das Einfache, das kindlich-Gemüthliche und die — um dem Ganzen einen Haltungspunkt zu geben — unbewußte Schuld muß dem Schäfer-Roman einen Halt geben, wenn er in dieser lebendigen Zeit eines raschen Jahrhunderts noch Beifall gewinnen soll. Stubengelehrte ausgenommen, lieset die übrige Lesewelt nur selten noch die Schäfer-Romane. Sie werden wahrscheinlich verschwinden, wie ihre Zeit verschwand. Traurig ist es, bemerken zu müssen, daß, wie überall, auch in der Literatur so viel Schönes in dem Weltenwechsel untergeht!

Legenden und Mährchen.

Diese sind jetzt wieder an der Tagesordnung in Deutschland, und es bedarf wohl, der frühern Andeutungen ungeachtet, noch einer genauern Prüfung der Frage: ob die Legenden und Mährchen das Feld der Romane anbauen, oder nicht, und wie sie geregelt seyn müssen, wenn die Literatur und deren Fortschreiten dadurch Vortheil gewinnen soll, zumal man, und vielleicht nicht mit Unrecht, der Meinung ist, daß alle Bemühungen, den deutschen Roman empor zu halten, doch nichts bewirken, ihm klassische Ansprache in neuerer Zeit zu verschaffen. — Zu Legenden und Mährchen gehört ein romantisches Jahrhundert; das wirkliche Leben der Menschen ist aber jetzt so in enge politische Verhältnisse, so in den Zwang geregelten Gehorsams eingefügt, und die Jugend ist schon so klug geworden durch die Erziehungsmethoden, deren Erfolg erst späterhin sich zeigen wird, daß Legenden

und Mährchen jetzt keine Ansprache mehr finden. Der Mensch ist zu aufgeklärt geworden, als daß er noch an Fabeln und wohl ausgeschmückten Traditionen des vaterländischen Alterthums, wovon die wahren, historischen Chroniken ihm vorliegen, sich ergötzen könnte. Einen Augenblick kann ein Romanendichter aus dem romantischen Zeitalter sein Glück machen; aber bei Vergleichung mit der Historie findet sich die Täuschung dem Leser zu bald, und jede Täuschung ist widrig. Mögen daher doch unsere Romanendichter unser Zeitalter für die Nachwelt romantisch gestalten; das ist ein Ehrenzeichen für das lebende Geschlecht. Es liegt darin kein Widerspruch mit der vorigen Behauptung; denn die nachkommenden Geschlechter suchen immer die vergangenen im Felde des Romantischen auf, und darum scheint es wohl besser zu seyn, aus der Gegenwart für die Zukunft zu schreiben, als aus der Vergangenheit für die Zukunft, welche, aus Mangel an Hülfsquellen und bei dem fabelhaften Ton, die Legenden nicht anders, als die Fabeln des Aesop u. s. w. aus der Thierwelt, betrachten kann und wird.

Würde man in der Manie, an Legenden sich ergötzen zu wollen, weiter fortschreiten, in der That, dann mögten unsere Leihbibliotheken wohl bald in den Spinnstuben ihren hauptsächlichsten Absatz finden.

Der Roman in Briefen.

Dieser findet viele Widersacher, besonders bei dem männlichen Geschlecht der Leser, und eben so bei den Recensenten und bei den Verlegern. Die letztern sind gewöhnlich, in Hinsicht ihrer Beurtheilung eines Manuscripts, die Organe einiger Gelehrten, denen sie glauben vertrauen zu dürfen, und die Recensenten — nun, diese sind hochgelahrte Männer, die aber das wirkliche, verschönerte Leben, welches der Weltmensch in dem Roman nach seiner Eigenthümlichkeit sucht, selten in seiner Wahrheit kennen gelernt haben, wenigstens nicht in der reichen Mannichfaltigkeit des menschlichen Wirkens und Handelns; — wer Romane aus der wirklichen Welt in der idealisirten Verschönerung kritisiren will, muß auch das wirkliche Leben in allen seinen Schattirungen kennen gelernt haben. Daher finden wir besonders bei Romanen, daß sie ein

leselustiges, gebildetes Publikum finden, wenn Recensenten entweder darüber herfallen, oder mit stolzer Anmaßung sie ganz ignoriren.

Doch, auf den Roman in Briefen wieder zu kommen; warum ist er dem weiblichen Geschlecht ansprechender? — Man ist überhaupt der Meinung, daß das weibliche Geschlecht in dem Briefschreiben weit gewandter und glücklicher sey, als das männliche. Es ist nämlich hier von Geschäftsbriefen nicht, sondern nur von Gesellschaftsbriefen die Rede, und da mag denn wohl die Natur der Sache aus der Bildung beider Geschlechter leicht entwickelt werden können. Der Mann handelt, die Frau empfindet! — da haben wir den ganzen Unterschied der Anneigung oder Abneigung zum Briefstyl. Man kann aus diesem aufgestellten Satz es auch leicht sich selbst entwickeln, woher es kommt, daß Schriftstellerinnen, wenigstens die, welche Bedeutung gewinnen, in der Regel in Briefen ihre Romane dichten.

Allerdings ist der Roman in Briefen dem Schriftsteller selbst ansprechender, als der Roman in erzählender Prosa. Er ist da bei weitem nicht so gezwängt in dem Fluß der Gedanken, in dem Aussprechen der eigenthümlichen, von dem Gegenstande der Behandlung abschweifenden Empfindungen; und daher finden wir denn auch: 1) daß Schriftstellerinnen, welche die

Geschlossenheit eines Ganzen, wobei für den Leser nichts Ueberflüssiges seyn soll, für ihre Fassungsgabe unmöglich finden, sofern sie einige geregelte Besonnenheit gewonnen haben, den Roman in Briefen vorziehen; daher finden wir 2) daß schwärmende, besonders junge Dichter in Briefen schreiben; 3) daß Romane in Briefen, besonders die englischen, sehr breit sind, wenn der Dichter sich selbst gefällt. Daher finden wir 4) daß von dem Gemeinsam der Lesewelt der Roman in Briefen ungelesen oft zurückgeschoben wird, weil die Mühe des Lesens zu oft täuschte.

Aber der Roman in Briefen ist, im Ganzen genommen, einer der vorzüglichsten Romane; denn er gestaltet am nächsten die Täuschung zur Wirklichkeit. Die deutschen Romane, als die Literatur sich zu reiner, klarer Gestalt entwickelte, waren fast nur Romane in Briefen. Dusch in seinem Carl Ferdiner, Hermes in seiner Reise Sophiens von Memel nach Sachsen, auch Göthe in Werthers Leiden, und mehrere sind untrügliche Beweise von dem ansprechenden Ton des Romans in Briefen, so wie von der aufgestellten Behauptung, daß der Roman in Briefen vorherrschend ist bei dem jungen Schriftsteller, oder wenn überhaupt die wissenschaftliche Bildung der Gelehrtenwelt eines Volkes noch nicht zu vollständiger Reife gediehen war. Die Erfahrung ist die beste

Mutter; darum soll man auch den Roman in Briefen nicht verwerfen.

Bei dieser Art der Romane ist aber, nach unserer Ansicht, folgendes genau zu beobachten:

1) Kein Brief darf überflüssig dastehen. Eben aus dieser Hinsicht ist der gute Roman in Briefen nicht leicht. Der Leser begehrt einen genauen, geregelten, ununterbrochenen Fortgang der Geschichte, und diesen Fortgang durch das lockere Band einer Briefsammlung festzustellen, das hält in der That schwer. Bei dem erzählenden Roman geht es wohl noch eher an, was wir jetzt bemerken, aber bei dem Roman in Briefen durchaus nicht. Der Roman muß in allen seinen kleinen Schattirungen schon vollständig durchdacht seyn, ehe der Dichter an die Ausarbeitung geht; dann eilt er selbst ganz unwillkührlich der Geschichte nach, und der Leser findet nicht leicht leere Stellen, leere Briefe.

2) Mehrere Schriftsteller haben bei dem Roman in Briefen es vorgezogen, immer nur eine Person Nachrichten von sich selbst geben zu lassen, und so eine Sammlung von Briefen aus einer Hand in das Publikum zu bringen. Diese Art zu schreiben ist die einfachste und leichteste, eben so wie die Autobiographien es sind; allein dem Leser wird diese Schreibart bald langweilig, weil Monotonie darin

liegt, er aber Wechsel begehrt. Eine solche Dichtung, in Briefen von einer Person dargestellt, ist ein verunglückter Bastard des erzählenden Romans; seine Eintönigkeit verleitet den Dichter, sich selbst aussprechen zu wollen, und die Langweil für den Leser, welcher Wechsel und Umtausch, nicht der Ideen allein, sondern auch der Phantasiengemälde begehrt, ist die Folge davon. Dem Schriftsteller freilich wird der Roman in Briefen von einer Person leichter; aber es hält schwer, den Zweck des Romans dabei erfüllen zu wollen. Die „Leiden des jungen Werther", von Göthe geschrieben, können in dieser Art des Briefstyls der Romane als Muster dienen, wenn auch vielleicht zu bemerken ist, daß die zuletzt hinzugefügte gewöhnliche Erzählung der Prosa das Ganze wohl störend machen, und ihm die Einheit, welche gerade in einem solchen Romane gesucht wird, rauben mögte.

3) Bei dem Briefwechsel, welchen man in einem gut geschriebenen Roman erwartet, ist es sehr nothwendig, den Charakter, die Schreibart und überhaupt die Gedankenfolgen der handelnden Personen wohl zu unterscheiden zu wissen; daher ist diese Manier so schwer, wenn sie Werth erhalten soll. Schreibt einer in dem Ton, wie der andere, dann wird die Langweil dem Leser hinzugegeben. Die contrastirende Originalität des Briefstellers muß überall

hervorleuchten, muß in Widerspruch mit dem Briefe des Beantwortenden stehen, wo man die Auflösung ahndet, und die Erwartung, dieser nothwendige Zweck des Romans, uns spannt. Diese Originalität des Schreibers ist nicht leicht charakteristisch im Briefstyl zu halten, weil die Person hier mehrere Eigenthümlichkeit zu zeigen hat, als in dem erzählenden Styl, wo der Dichter in gleichmäßiger Form als Referent erscheint. — Nun übertreiben aber auch manche Romanendichter den Briefstyl, besonders durch das Einmischen von platten Briefen eines alten Fräuleins, eines Kammermädchens u. dergl. In einem besondern Theile wird diese Störung der Harmonie, da der Leser doch stets, außer der leichten Beschäftigung, auch gemächliche Ruhe und ein gewisses Gleichgewicht begehrt, durch Beispiele besonders dargestellt werden. Freilich ist es leicht, in diesem platt-naiven Tone Briefe unterzumischen; allein, wenn auch manche Leser Gefallen daran finden mögen, so wird doch unbedingt die nothwendige Einheit dadurch gestört.

4) Da der Roman in Briefen den Briefen aus dem wirklichen Leben sich aneignen muß, so ist auch genau dahin zu sehen, daß die Briefe, wie man es nennt, den Curialschnitt haben. Freilich darf dieser nicht übertrieben werden, denn sonst würde der Roman eben so steif, als die Formenwelt; aber die han-

delnden Personen in einem verhöheten Convenienztone schreiben zu lassen, das ist nothwendig. Der „Briefsteller" giebt es viele; allein der Romanendichter in Briefen darf sich nach ihrem Mechanismus nicht genau richten. Hinsichts der Form freilich hat er es zu beobachten, daß er z. B. nicht einen Brief mit „Ich" anfängt; ferner, daß er, weil ein beifälliger Leser sein Zweck ist, die Etiquette des wirklichen Lebens von der des romanesken Lebens abzusondern weiß, und also die Titulaturen und die formellen Schlußworte in seinen Briefen so viel als möglich zu vermeiden sucht.

5) Eben so ist es nöthig, daß bei dem Roman in Briefen die Namen der Personen und der Orte durchaus fingirt, und in ein sehr ungewisses Zweifellicht gestellt sind. Denn da der Roman in Briefen dem wirklichen Leben am nächsten kommen soll, so wird die Täuschung um so unangenehmer, wenn der Leser sie schnell und leicht entdeckt. Ein anderes ist es mit Romanen in Briefen aus der alten Zeit. — Da können wohl Kritiker die Fehler in der Historie finden, aber die Masse der gewöhnlichen Leser findet sie nicht, und für die Lesewelt wird der Roman geschrieben, nicht für Pedanten oder Kritiker; denn der Roman soll wie eine Ephemere leicht und lustig an der Welt vorüber flattern.

6) Unter den Briefen muß eine enge, genaue, geistreiche Verbindung seyn. Rousseau hat in „Abeillard und Heloise" beinahe den Ton für den neuern Briefstyl in Romanen angegeben. In der deutschen Romantik ist „Graf Donamar", von Bouterweck, als Muster in dieser Hinsicht aufzustellen. Man kann behaupten, daß kein einziger Brief leer dasteht, oder ein sogenannter Lückenbüßer sey. — Im französischen Roman sind die Briefe, Rousseau ausgenommen, vielleicht auch Voltaire, zu sehr abschweifend von der Tendenz, und der spanische und italienische Roman ist zu tändelnd, zu scherzend, als daß er den Zweck des Lesers erreichen sollte. Die freiere Natur greift in das Romantische, in das Romaneske; der Mechanismus der Kunstjünger der Deutschen ist dem zuwider, und daher sind National-Romane jetzt auch, wo die Deutschheit sich zur Nationalität zu gestalten scheint, dem Leser die liebsten.

7) Was die Form des Romans in Briefen betrifft, so würde es freilich abgeschmackt seyn, den Curialstyl streng beobachten zu wollen; denn das Romaneske ist dem Mechanischen der gewöhnlichen Welt allerdings ganz entfremdet. Allein, ganz darf denn doch der Romanendichter in Briefen den sogenannten Stylum curiae nicht aus den Augen lassen. Die Täuschung des Lesers gewinnt durch die Beobachtung

der Form, und in allen monarchischen Staaten wird die Form stets vorherrschend bleiben, weil sie zu der Ceremonie gehört, und — wenn der Regent die Hände auf dem Rücken zusammenlegt, so thut es das ganze Land! — Dergleichen momentane Uebergänge müssen also von dem Romanendichter genau beobachtet werden, denn er muß durchaus nicht glauben, für die Zukunft schreiben zu wollen; — der Roman gehört gewöhnlich zu dem Geschlecht der Ephemeren, und wird als Roman selten, sehr selten zu dem klassischen Alterthum hinaus reichen. Diese Form zu beobachten, und einen geschmackvollen Roman in Briefen zu schreiben, dazu gehört sehr viel. Wir finden, daß in der Form des Briefstyls gar viele Schriftsteller, und ganz besonders Schriftstellerinnen fehlen. Wir sind in dieser Hinsicht durchaus nicht der Meinung, daß der Roman in Briefen, besonders wenn er in der höhern Welt spielt, so etwa nach einem Briefstellermuster stylisirt werden solle; aber dennoch gehört die unerlaßliche Form zu der Nothwendigkeit der Täuschung, und manches Andere zu der Convenienz und dem Anstande, wo der Verstoß von der vornehmen Lesewelt sogleich gerügt wird. So fängt mancher Dichter z. B. den Brief mit dem werthen „Ich" des Schreibenden an; das ist falsch; die Person, an welche man schreibt, muß erst berührt und erwähnt seyn, ehe der Schreibende

mit seinem werthen Selbst hervortritt. — Eben so darf man in dem Briefstyl im Roman den Curialstyl von Wohlgeboren, Hochwohlgeboren u. s. w. nur sehr selten gebrauchen, weil dieses Alles an das wirkliche Leben erinnert, und der Roman ein formenfreies, idealisirtes Gemälde der wirklichen Welt seyn soll. — Hohe und höchste Personen in dem engen Curialstyl schreiben zu lassen, ist dagegen ansprechend für den Leser, weil man darin das Steife, das nicht-Allgemeine sogleich findet; und dieser Contrast ist dem Leser um so angenehmer, da er in einer Ideenwelt jetzt schwärmen will. Dieser formelle Ton muß aber nicht outrirt oder übertrieben werden, denn die Briefe werden dadurch entweder langweilig, oder flach-satyrisch. — Im gewöhnlichen Briefwechsel aus der wirklichen, besonders der weiblichen Welt, findet man den Schluß oft so breit, als wenn ein Herr von Langsalm ihn geschrieben hätte. Im Roman nimmt sich das nicht gut aus; die Briefe müssen so kurz als möglich geschlossen, und alle Nebensachen, welche nicht zu dem Fortschreiten der Geschichte gehören, vermieden werden; denn die Befriedigung des Lesers bleibt unerfüllt, und was man selbst schreiben kann, braucht man nicht erst vorher zu lesen. — Es giebt einzelne Kleinigkeiten, welche, im Briefstyl hingeworfen, den Leser reizen, und ihn aufmerksam auf den Fortgang

der Geschichte, auf die Entwickelung und Entfaltung der Charaktere machen. Darauf ist im Roman in Briefen ein besonderes Augenmerk zu richten, besonders wenn eine der Hauptpersonen schreibt, und zwar über sich selbst, über ihr Gefühl, ihre Ansichten. Das intensive Leben tritt dadurch zu dem extensiven hervor, und letzteres ist dem Leser ansprechend; er ahndet es aus jenem, und folgereich muß es ihm in der Erfahrung, in der Ausführung vor Augen gelegt werden. Er sucht in dem Roman ein verschönertes Beispiel, den Optativ *) des Lebens, und von düstern Ahndungen umgangen, erfreut er sich der Idealität reiner Klarheit.

8) In Briefen, wenn sie der Natur des gewöhnlichen Briefstyls gleichen sollen, kommen oft Nebensachen, Kleinigkeiten der Vorfälle und Ereignisse im Hause u. s. w., überhaupt Berührung der engen Verhältnisse des wahren prosaischen Lebens vor. Wenn ein Romanendichter mit solcher Ausspinnung der Wirklichkeit den Leser glaubt unterhalten zu wollen, so irrt er sich durchaus; denn der Leser will, ermüdet von dem gemeinen Leben, den süßen Rausch der Erhebung

---

*) Optativ ist eigentlich eine Satyre auf die Menschheit; denn er enthält die Wendung der Zeitwörter: was wohl zu wünschen wäre! —

in dem Lesen des Romans suchen. Alle unnütze Nebensachen des gewöhnlichen Haushalts des wirklichen Lebens müssen daher vermieden werden; es müßte etwa — was, der Abwechselung wegen, sehr wohl gefällt — der Brief eines alten, treuen Bedienten, einer alten, in der Familie verjährt gewordenen Hausjungfer, oder überhaupt eines solchen Inventarienstücks seyn. Dergleichen Briefe, wenn sie auch die Geschichte des Romans unterbrechen, gefallen dem Leser; nur müssen sie originell, charakteristisch seyn, und dann gehört auch dazu, daß solche Briefe nur selten und in kurzer Fassung vorkommen dürfen, um die Laune zu erwecken und nicht zu stören.

9) Der Briefstyl ist mehr geeignet für den tragischen, als für den komischen Roman. Der erstere ist der Ausdruck der Empfindung, der letztere der der Handlung. Daher wird im komischen Roman der Briefstyl schleppend; im tragischen Roman hingegen kann sich das Gemüth freier aussprechen, und die Einheit, die Haltung findet sich auch leichter für den Dichter.

10) Das besonders Anziehende des Romans im Briefstyl ist die Schilderung und Zeichnung des Charakters, aus sich selbst entnommen. In Briefen kann der Held der Geschichte ungleich mehr von sich sagen, als der erzählende Dichter, der als dritte Person un-

möglich in die geheimsten Verhältnisse hinein gedrungen seyn darf. Er ist eigentlich bloß historischer Referent; in dem Roman in Briefen hingegen darf sich das Gemüth rein aussprechen, und eine Autobiographie, ohne Anmaßung und Selbstdünkel — dafür hat der Autor zu sorgen — ist für den Leser immer weit anziehender, als die bloße Darstellung der Geschichte. Daher findet man denn auch, daß fein fühlende Leser den Roman in Briefen allen andern vorziehen. Man findet bei dieser Art von Dichtung gar leicht sich selbst in der geheimsten Entwickelung eigner Ideen wieder, und die Lust zum Lesen wächst, wenn man selbst glaubt, sein eignes Ich in den Roman mit verweben zu können. Allgemeine Ansprache müssen also die Briefe unbedingt haben.

11) Der Zweck des Briefes ist herzliche Anneigung und aufrichtiges Bekenntniß, besonders an nahe befreundete Personen. So vielhaltig nun also auch der Gegenstand der Fabel des Romans seyn mag, so muß doch der Dichter dahin sehen, daß dieser Zweck erfüllt werde. Dazu gehört: in leichtem, erzählenden Ton — das fortschreitende Handeln der Hauptpersonen, — die leicht hingeworfenen Bemerkungen des andern darüber, — die Antithese und der Contrast, — die nothwendige Behutsamkeit, von der Hauptsache nicht abzuschweifen, — die Originalität, nicht sowohl

des Ausdrucks, als der Meinung und der Grundsätze bei den Individuen, — und überhaupt das Charakteristische der schreibenden Person. Dieses zu kennen und beurtheilen zu wissen, muß der Dichter freilich ein feiner Weltmensch seyn; er muß sie von ihren Licht- und Schattenseiten kennen gelernt haben.

12) Wir hatten früherhin empfindelnde, tändelnde Romane in Briefen. Sie sprechen aber nicht an; man sucht Verbindung der Wahrheit mit der Idee. Daher darf das Gebäu des Romans auch nicht excentrisch seyn, über die edle Natur der wirklichen Welt nicht hinausschweifen, sonst wird es Fabel; und Romane in Briefen müssen ganz besonders der wirklichen Welt, die freilich, wie schon oft bemerkt, idealisirt seyn soll, sich anzueignen streben, ohne daß dabei der Dichter das Ideal aus den Augen lassen darf. Poesie mit Prosa im Roman richtig zu verbinden, ist am schwersten in dem Roman in Briefen, weil hier das wirkliche Leben zu sehr vorherrschend ist.

Der historische Roman.

Er ist eigentlich ein Bastard, oder, wenn wir wollen, eine Satyre auf die Geschichte, eine Täuschung, welche die letztere sich wohl nicht gefallen lassen sollte; er ist ein Widerspruch des Romans in sich selbst. Dennoch aber hat es Perioden gegeben, wo der historische Roman sehr vielen Eingang gefunden; unfehlbar um deßwillen, weil er die Täuschung mit der Wahrheit nahe verbindet, und weil die ausgeschmückten Erinnerungen aus der Vorzeit immer ansprechend, bekräftigend sind. Allein eigentlich leidet die wahre Geschichte, die Tradition darunter; sie wird entstellt. — In Deutschland ist dieses Feld schon früherhin bearbeitet gewesen; in neuern Zeiten erregten besonders die historischen Romane von Dr. Feßler Aufsehn, und eben so vorher Meißner's „Alcibiades", ferner dessen „Julius Cäsar" und selbst mehrere historische

Schilderungen des unnachahmlichen Schiller, dessen Manen wir durch eine einseitige Kritik, wie wir sie selbst angeben, nicht stören wollen. Alle solche Bearbeitungen haben den Aufschwung zur Phantasie, das Verweben des Romanesken mit dem Wahren, und es hält in der That schwer, das zu sichten, was zu der Träumerei des Romans, und was zu der trocknen Erzählung der Historie gehört. Der Roman schwebt immer in hohen Süßigkeiten; die Geschichte in wahrem, süßen, oft auch schweren Ernst. Der Zweck des Romans ist Unterhaltung; der Zweck der Historie ist Wahrheit. Der historische Roman, als Aftergattung, hat also eigentlich weder Vater noch Mutter.

Soll der historische Roman aber nun einmal bearbeitet werden, und findet er einen Dichter, der ihn bearbeiten will, so ist es wohl nothwendig, das Thema so viel als möglich aus der Geschichte der Vergangenheit, so weit als möglich entfernt von den lebenden Geschlechtern aufzusuchen. Aus der Zeitgeschichte selbst, aus den kriegerischen Scenen des gegenwärtigen Jahrhunderts einen historischen Roman schreiben wollen, das ist ein durchaus unbelohnendes Werk; denn entweder, der Romanenheld lebte in den Zeitgeschichten wirklich, — dann kennt ihn die Lesewelt schon aus den Zeitungsblättern historisch, und

begehrt die Ausdehnung des Romans nicht; — oder er lebte nicht, wenigstens nicht so, wie der Romanendichter ihn zeichnet, — dann ist der Widerspruch zwischen Wahrheit und Täuschung auch wieder zu vorherrschend, als daß man den Roman selbst nicht belächeln, und, mögte er auch noch so gut geschrieben seyn, zurücklegen sollte. Es geht damit eben so, wie mit den dramatischen Behandlungen aus der neuern Zeitgeschichte; sie finden auch keinen Beifall, weil die Wahrheit noch in zu frischem Andenken ist, und Illusion doch sowohl dem Roman, als dem Drama höchst nothwendig wird. — Ein anderes ist es mit dem satyrisch-historischen Roman aus der neuern Zeitgeschichte, mag er nun die Politik der Steuermänner des großen Staatsbetriebes, oder den Eingang fremder Sitten schildern wollen. Ein solcher Roman erregt allerdings Aufmerksamkeit, Ansprache; allein, in dem jetzt so geregelten Europa wäre zu wünschen, daß die Romanenschriftsteller nicht nach den Launen des Marktpöbels, sondern nach der eignen Gemüthlichkeit sich richteten. Jede Partheilichkeit stört Dichtersinn und Leselust. —

Ist der historische Roman aus alter Zeit gut gerundet, und dem Unkundigen der alten Geschichte, der nebenbei im Spielengehen von Scenen, Sitten und Gebräuchen der Vergangenheit sich belehren will,

gut dargestellt, wie z. B. Romulus, ferner Aristomenes und Gorgus (beide von A. Lafontaine), oder wie Agathokles (von Caroline v. Pichler), dann darf man solche Romane nicht unter die Ephemeren rechnen; sie sind keine Sommervögel in der Literatur, sondern überleben mehrere Winter, eben weil dem, der Bildung sucht, Unterhaltung und Belehrung hier in sehr gefälligem Gewande gegeben werden. Es ist zu beklagen, daß A. Lafontaine dieses Feld nicht mehr bebauet, sondern nachher mehr der freiern Phantasie sich hingegeben hat. In seinem Romulus sowohl, als in seinem Aristomenes und Gorgus findet man den Kenner der alten Geschichte wieder, und er weiß sehr glücklich die Traumgebilde des Romans mit der Wahrheit der Geschichte zu verbinden, ohne der letzten zu nahe zu treten. Agathokles, von Caroline v. Pichler, ist nicht minder in besonderer Hinsicht ein bemerkenswerther historischer Roman, weil man kaum glauben sollte, daß ein Frauenzimmer solche feine, gründliche, genaue Kenntniß des Alterthums hätte. Dieser historische Roman bewährt den Erfahrungssatz, daß Frauenzimmer, selbst wenn sie aus Traditionen die Vergangenheit prüfen, einen weit richtigern, schärfern Blick über die Lebensverhältnisse, über das innere Treiben haben, als das männliche Geschlecht.

Eschenburg bemerkt: „Die Form und Einkleidung des Romans ist entweder bloß historisch und erzählend, besonders da, wo es auf Fortführung und Darlegung der Handlung selbst am meisten ankommt, und dieser die Charaktere und der Unterricht untergeordnet sind; oder sie ist dramatisch und dialogisch, vornämlich da, wo die meiste Absicht des Schriftstellers auf Schilderung und Entwickelung der Charaktere, und auf möglichst vergegenwärtigende Darstellung gerichtet ist. Beide Formen können auch, der jedesmaligen Absicht nach, sehr vortheilhaft verbunden werden."

Aus diesen, an sich sehr wahren, aber eigentlich compendieusen Anzeichnungen kann man entnehmen, 1) daß der historische Roman eigentlich sich mehr zu dem geregelten Drama, als zu dem Roman selbst paßt; 2) daß, wenn es denn nun einmal ein dialogisirter Roman seyn soll, die historischen Notizen als belehrend, oder vielmehr unterrichtend, in Zwischenperioden gegeben werden müssen; 3) daß Gegenstände gewählt werden müssen, welche, fern von der lebenden Welt, durch das aus dem Innern erregte Emporstreben eine Wirksamkeit finden; 4) daß der Ton der geltenden Zeit aufgefaßt sey, wozu freilich historische Kunde gehört, welche manchem Romanendichter oft fremd ist. Er muß selbst nicht in die-

sem Zeitalter, welches er zeichnen will, durch Studien sich erst belehren wollen; nein, er muß schon ganz darin vertraut seyn, denn sonst findet man bald den Laien, den Phaeton, welcher den Sonnenwagen regieren wollte.

Uebrigens gehört zu dem historischen Roman in der That nicht wenige statistische, geographische und historische Kenntniß. Gleichzeitige Romane zu schreiben, und Charaktere darin aufzustellen, das ist leicht; aber hineinzugreifen in das dunkle, durch das Grab uns verborgene, wahre Alterthum, hier den phantastischen Schein in die Romantik zu kleiden, das ist nicht leicht.

Von dem historischen Roman ist noch eine Bemerkung zu machen. Er weicht in leichten Abschweifungen, eben in denen, welche den Roman bilden, der Geschichte ab, und dennoch bleibt er ein historischer Roman. Warum das? Weil die Phantasie des Dichters die Wahrheit überschweift. Daher denn auch die vielen Verfehlungen und Uebereilungen der Täuschung, daher oft die Unzufriedenheit des Lesers, wenn er in seinen Lehrjahren des Studiums die Geschichte schon besser in ihrer Wahrheit erkannte. Eine solche Abschweifung von der historischen Wahrheit muß daher so behutsam seyn, daß der prüfende Historiker sie kaum findet. Zuweilen sind solche Abschweifungen

nothwendig, um dem historischen Gegenstande den romanhaften Styl zu geben; allein dann muß der Dichter auch wissen, für welches Publikum er schreibt, und, der Zeitgeschichte getreu, nicht die Traditionen, sondern nur die Charaktere in den der Geschichte untergeordneten Handlungsweisen schattiren und manieriren. Uebrigens aber muß die Anneigung zu der Geschichte, zu der Wahrheit der Tradition immer seine nächste Tendenz bleiben, weil historische Wahrheit dem historischen Roman zum Grunde liegen muß. Jede Täuschung in der Art, was nicht Traumgebilde der Phantasie des Dichters ist, entfernt von dem Dichter.

Es giebt manche Schriftsteller, die aus dem historischen Roman einen belehrenden Roman machen wollen; das entfremdet durchaus den Leser jeder Art. Denn entweder ist er ein wissenschaftlich unterrichteter Leser, — dann ist er unzufrieden, in einem Roman Dinge zu hören, welche über seine mühselig erworbene Kenntniß ihn noch in Zweifel stellen; oder er ist ein Leser als Leser, — dann ist es ihm unerträglich, hier wieder Dinge zu finden, die er nicht finden wollte. — Der historische Roman hat durchaus immer seine großen Schwierigkeiten. In der fremden Sprache der fremden Eigenthümlichkeit des Volkes, der Nationalität desselben sich aneignen zu wollen, das ist nicht

leicht. — Unter den Deutschen ist es wenigen gelungen, ganz charakteristisch den historischen Roman vergangener Zeiten zu schildern. In dem besondern Theil werden wir davon reden.

Unsere Meinung ist: wer zu dem historischen Roman sich eignet, und als Romanendichter bei dem Publikum in dieser Gattung des Romans Beifall findet, der eignet sich noch besser zum Historiker selbst, weil er mit Vorkenntnissen, mit Kunde der Geschichte, mit Lust zu derselben ausgerüstet war, und sein Styl — wenn bei dem Historiker dann auch Genauigkeit damit verbunden wird — muß ihn in den höhern Rang des Geschichtschreibers stellen. Freilich haben wir viele Gelehrte, die dazu vortrefflich sich eigneten, aber es fehlt ihnen an Gelegenheit, große Bibliotheken benutzen zu können, und daher wird denn oft aus der Anlage des Historikers — ein historischer Romanendichter!

Der Ritter-Roman.

Er wird immer an der Tagesordnung bleiben, so lange wir eine kriegerische Welt haben; und diese wird schwerlich aussterben, da der Mensch das feindseligste Geschöpf in der ganzen Natur ist. Daher findet der Ritter-Roman auch Ansprache besonders bei der Jugend, welche Kraft, Lust und Willen, durch die That sich bewähren zu wollen, in sich fühlt. Bei andern Nationen geht er in die Zeiten der Troubadours, der Minnesänger, der frommen Pilger zurück. Was den deutschen Roman betrifft, so gestalten sich die Ritterzeiten, von welchen er entnommen werden muß, aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, wo das Fabelhafte der That von der Wahrheit sich lösete, und wo die Traditionen zu ungewiß wurden, wo also alle dergleichen abentheuerliche Nachrichten uns jetzt als romanesk erscheinen müssen. Dazu kommt, daß

in dem finstern funfzehnten und sechzehnten, und in dem kriegerischen siebzehnten Jahrhundert diese Traditionen der Vorzeit immer mehr die Gestaltung des Abentheuerlichen, des Uebermenschlichen annehmen mußten; und als erst nach dem allgemeinen Frieden von 1648 wieder Licht ward in Deutschland, wurde auch das Ritterwesen der Vorzeit zwar vergessen, seit Berthold Schwarz im Jahre 1382 das Schießpulver erfunden, und zu der Vergangenheit — von welcher die Vergänglichkeit eine Stiefschwester ist — zurückgelegt; aber das Ritterwesen blieb doch immer vorherrschend, wenigstens die Anneigung an dasselbe. Eben so wie der Mensch gern von seinen Großeltern und Urgroßeltern, und deren Handeln und Wirken spricht, eben so hört die Allgemeinheit der Menschen gern etwas von der kräftigen Vorzeit, von den Riesengestalten, die wir im Traumgebilde sehen, und die vielleicht dieselben schwachen, gebrechlichen Menschen gewesen sind, wie wir. Aber es ist angenehm, an der Rückerinnerung der Vergangenheit sich zu stärken, und selbst neuen Muth für die Zukunft zu fassen. Nur müssen die Romanendichter, welche ihre Geschichten in die Zeiten des Ritterwesens verlegen, auf das ephemere Produkt des Romans Rücksicht nehmen; sie dürfen nicht das Ritterwesen outriren, und zu sehr in das Abentheuerliche es führen wollen, wie manche es thun.

Kraft in der Handlung, Unerschrockenheit und Tapferkeit, Biedersinn und Treue, Vaterlandsliebe und Stärke im Waffengemenge sind die Bezeichnungen für den Haupthelden. Die Geschichte selbst begleitet den Ritter-Roman, welcher die Geschichten unserer Vorzeit begleiten und ausschmücken soll. Alles Phantastische muß daraus vermieden werden. Kraft im Wort, Kraft in der That, aber keine Uebertreibung. Es ist sehr leicht, hierin zu übertreiben und bei einem gewöhnlichen Publikum augenblicklichen Beifall zu finden; es ist aber auch hingegen wieder sehr schwer, dem gebildeten Publikum den Schein statt Wahrheit verkaufen zu wollen. Deutschland war der Sitz des Ritterthums, Frankreich und Italien mehr der Sitz der Legenden und der Troubadours. Deutschland, ein sehr fleißiges, auch in dem Aufsuchen der Alterthümer emsiges Volk, hat die Traditionen der dahingegangenen Geschlechter mit großer Genauigkeit gesammelt, und der genaue Leser, der Forscher der Geschichte wird mit dem Romanendichter unzufrieden seyn müssen, der seine Ritter aus dem Gang der Geschichte hinauswirft, und über der eignen Phantasie es versäumt, an die Geschichte sich zu halten. Die Chroniken strafen ihn Lügen, und die Wahrscheinlichkeit des Ritter-Romans verliert ihren Werth dadurch.

In dem Ritter-Roman spielen die Pfaffen da-

maliger Zeit eine bedeutende Rolle; man muß sie nicht versäumen, aber auch in der Malerei neuerer Zeit nicht das Wesen der Pfaffen damaliger Zeit übertreiben. Gewöhnlich sind die Pfaffen damaliger Zeit als Hebel der Intrigue des Ritter-Romans in unedlem Zug angenommen worden; das sollte eigentlich nicht seyn. Wohl mag in den Klöstern Manches verübt seyn, was die Tradition tadelt; allein man muß auch im Roman die Vorwelt nicht entadeln, sondern zu hoher Gestalt zu bilden suchen. Daher ist im Ritter-Roman die geschilderte Gemeinheit der Pfaffen, welche, gegen die geschwornen Gelübde, die Unschuld verfolgen, immer dem gebildeten Leser widrig, um so mehr, da dieser ehrwürdige Stand auch in der Erinnerung ehrwürdig bleiben muß. Leichte Züge über solche Klostergeschichten mögen wohl hingeworfen, als Episoden gegeben seyn, aber sie dürfen nicht bis zu der Herabwürdigung des noch geltenden Standes ausgesponnen seyn. Bei Laien und Gelehrten, bei Weltgeistlichen und Frommen macht das einen widrigen Eindruck, und diese sind es doch meist, welche bei dem Wesen der Literatur den Ton angeben; ihre Urtheile, ausgesprochen oder ausgeschrieben, sind bei einer großen Masse der Leser die geltenden.

Deutschland ist noch reich an Trümmern thatenvoller Vorzeit. Die Ruinen vieler Ritterburgen aus

den Zeiten offener Fehde sind noch vorhanden, und eben so die Stätten, wo einst Ortschaften standen, welche, meist in den Glaubenskriegen, zerstört wurden. Da diese Burgen durchgängig hoch und romantisch liegen, und ihre Trümmern an den Vergang der Menschengeschlechter erinnern, so ist es wohl sehr natürlich, daß ein schwermüthiges Gefühl dem Beschauer wird, daß der zum Romanendichter Berufene bei dem Anschauen dieser Ruinen einen elegischen Schwung bekommt, mit der Sehnsucht, Scenen aus der Vergangenheit zu schildern. Aber dieser Hang, die Vorwelt der Mitwelt in romanhaftem Gewande zu zeigen, darf durchaus nicht dahin führen, wohin mancher Schriftsteller geräth, der seine Träumereien zu grell mit der Wahrheit in Widerspruch stellt. Freilich wäre es zu wünschen, daß der Dichter des Ritter-Romans, welcher aus den Sagen der Vorzeit seinen Stoff entnimmt, und nicht aus der Phantasie, die Burgen und die Umgegend, wovon er redet, vorher auch in dichterischem Anschauen gesehen habe. Die Phantasie wird dadurch entzündet, das Gemälde lebendiger, glaubhafter, und die Traditionen der Vorzeit von den Greisen der Umgegend zu hören, welche als Kinder schon diese Sagen von dem Großvater erzählen hörten, das giebt oft weit richtigere Ansichten, und befriedigt mit Recht den Leser mehr, als

wenn man den Stoff zu einem historischen Ritter-Roman aus Chroniken entnimmt, welche am warmen Ofen geschrieben worden.

Woher kommt es, daß mancher Schriftsteller von Renommée sich scheuet, unter den Ritter-Roman seinen wirklichen Namen zu setzen und sich als Verfasser zu nennen? — Weil mit diesen Ritter-Romanen in Deutschland seit der Mitte der Achtziger bis etwa zu der Zeit, wo die französische Revolution einen großen politischen Einfluß auf Deutschland erhielt, vieler Unfug getrieben worden. Junge Schriftsteller, oder ungewandte, beauftragte Schreiber glaubten das Publikum unterhalten zu können, wenn sie in einer recht kernhaften Sprache die Saufgelage, die Fehden, die Geilheit der Pfaffen, die Tyrannei der Ehemänner und die Buhlerei der Frauen aller Art schilderten. Solche Romane, allem edlen Gehalt, allem Schönen entfremdet, waren ein Commißbrodt für die gemeine Welt, so daß die Exemplare zuletzt in den Wachtstuben, wie die Bänkelsänger-Lieder oder Till Eulenspiegel zerlesen wurden; aber die gebildete Welt mußte mit Recht sich von diesen, die literarische Welt entwürdigenden Gestaltungen wenden. — Jetzt aber ist die Literatur mehr geregelt, und selbst die Klasse der ungebildeten Leser stoßt jene Produkte oberflächlicher Einbildungskraft und plumper Sprache aus; jetzt

darf der Dichter, der sich fühlt, wohl gern dem Ritter-Roman seinen Namen untersetzen, und es ist Unrecht, wenn er es nicht thut; denn die starken Geschlechter der Vorwelt herauf zu rufen, ist ein Triumph für den, der sie zu zeichnen vermag. Verheimlichung des Namens ist immer ein Gefühl der Schwäche des Künstlers. In dieser Andeutung setzen wir hieher, was ein französischer Schriftsteller *) über den Roman sehr richtig sagt: „Le faux en lui-même nous blesse et n'a pas, de quoi nous toucher. Que croyez-vous, qu'on cherche si avidement dans les fictions? L'image d'une verité vivante et passionnée.“ Dieser Satz ist sehr richtig aus der Idee des Romans aufgefaßt; Wahrheit und Täuschung, Wahrscheinlichkeit und Abentheuerlichkeit müssen wechseln. Der Verfasser fährt fort: „Nous voulons de la vraisemblance dans les fables mêmes, et toute fiction qui ne peint pas la nature, est insipide.“ Auch wieder sehr richtig. Wenn die Wahrheit der Natur des Menschengefühls und Menschengewebes nicht im Roman, besonders in dieser Art des Romans sich zeigt, so daß der Leser sich selbst erkennt, sich fühlt, dann ist der Roman eine unangenehme Täuschung.

*) Introduction à la connaissance de l'esprit humain.

Das Uebrige, was hierin gesagt worden, ist einer Uebersetzung nicht unwerth. „Man muß gestehen, daß die Mehrzahl der Menschen einen so schwachen Ruhepunkt hat, daß das Wunderbare sie reizt; die Hoffnung der Größe riß sie hin. Aber der Trug, welcher in der Größe, in dem Wunderbaren liegt, löset sich in dem Augenblick der Entwickelung auf; der Roman wird nicht wieder gelesen. Ich nehme die Menschen aus, die eine ausschweifende, ungeregelte Einbildungskraft haben, und die in dieser Art von Lectüre sich selbst in ihren Träumen und Schwärmereien wiederfinden." Nun urtheilt der Verfasser von dem Romanendichter etwas absurd und vorschnell dahin: „Die Romanendichter arbeiten mit einer Leichtigkeit, der nichts gleicht, denn sie haben den Stoff ihres Werkes im Innern; aber solche Kinderspiele (puérilités) sprechen dem gebildeten Geist nicht an." Ueber diese Behauptung mögte dem Verfasser wohl Einiges zu sagen seyn. Bei der Leichtigkeit des Romanschreibens ist nämlich die extensive von der intensiven wohl zu unterscheiden. Mancher faßt leicht Ideen zu einer Romanenfabel im Kopfe auf, fördert sie aber schwer zu Tage; Mancher wieder setzt sich, eigentlich ohne alle Idee von dem geschlossenen Ganzen, an den Schreibtisch, und schreibt frisch darauf los, weil er denkt, das Ende muß sich doch finden. Von diesen, welche

für die Wacht= und Spinnstuben schreiben, hat jener Kritiker wohl Recht, wenn er sagt: „ils travaillent avec une facilité, que rien n'égale"; allein von denen, welche die Idee, als einen Feuerfunken des Aethers, schnell auffangen, ihn erst durchdenken und langsam zu Tage fördern, ist oft für die solide Lese=welt mehr zu erwarten, oder, um uns so auszu=drücken, wenn dem intensiven Anschauen die extensive Aussprache nicht voraneilt. *)

Der Ritter=Roman muß durchaus in gebunde=ner Rede seyn. Der Dichter mag seine Ritter zechen, lugen, turniren, die Rüden schallen, die Humpen kre=denzen lassen; das alles sind bekannte Ausdrücke. Aber in antiquarischen Ausdrücken zu suchen, worin der Verfasser selbst sich gefällt, das beängstigt die

*) Der Schluß der Bemerkungen jenes Franzosen über den Roman enthält einige treffende Urtheile. Er sagt: „Lors donc, que les premiers s'attachent aux fantômes, qu'on leur reproche; c'est parcequ'ils y trouvent un image des illusions de leur esprit, et par conséquent quelque chose qui tient à la verité à leur égard; et les autres, qui les rejettent, c'est parcequ'ils n'y reconnaissent pas le caractère de leurs sentimens; tant il est manifeste de tous les côtés, que le faux connu nous dégoûte, et que nous ne cherchons tous ensemble que la verité et la nature." —

Lesewelt, welche in dem Ritter=Roman nicht die unentwickelte Gelehrsamkeit des Verfassers beleuchten, sondern an der leicht hingeworfenen Erzählung sich vergnügen will. Das Auflösen eines veralteten Wortes ist immer ermüdend für den Leser, und die Mystik des Romantischen, welche vernichtet werden sollte, weil sie die Klarheit der innern Anschauung, diesen wahren Zweck des Lesens, stört, wird dadurch befördert.

Uebrigens muß allerdings der Ritter=Roman, wenigstens der deutsche, mannhaft in der Sprache erhalten werden, wenn er an die Vorzeit erinnern und Beifall finden soll. Findet die Lesewelt darin einen italienischen Seladon, oder eine französische Libertine, einen schwächlichen Morgenländer, ja, dann wird man gleich aus dem Traume gerissen und wirft das Buch weg.

Besonders ist es nöthig, dem weiblichen Geschlecht eine andere Haltung, als in dem Romane neuerer Zeit, zu geben. Es stand damals unter strengerer Zucht, war mehr häuslich, weil es von den Burgen des Ritters nur bei besondern Veranlassungen kam, und da in jenem Zeitalter die Ehemänner weit eifersüchtiger waren, als jetzt, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil ihre strengern Ehrengesetze ihnen auch strengere Begriffe von der Hausehre gaben, und

da sie selbst treuer in der Ehe waren, als die Ehemänner im leichtern Weltton nachher es wurden, so stand die Burgfrau, oder die herangewachsenen Burgfräuleins in Abwesenheit des Ritters gewöhnlich unter der geheimen Aufsicht des Burgkaplans, und dieser war außerdem in der Regel leicht bereit, dem Ritter aus der Ohrenbeichte zu berichten, um sich in der Gunst des Burgherrn zu erhalten. Bei dieser besondern Haltung der Ritterfrauen und Fräulein ist aber auch wieder zu vermeiden, daß der Ton der strengern Zucht nicht in morgenländischen Sultanismus, wo die Frauen über den Schwell des Harems hinaus ganz und gar fremd sind, ausarte; denn auf der andern Seite hatten die Frauen, nach dem allgemeinen Ton und den Sitten damaliger Zeit, ein mehr entschlossenes, männliches, nicht zärtlich-empfindelndes Wesen; sie ritten zur Jagd durch das Gebirge auf wilden Rossen, sie brachten Jagdbeute heim, sie ritten mit dem Eheherrn oft viele Tagereisen weit zu Turnieren, edle Fräulein theilten die Preise aus, auf den Banketten hatten sie große Freiheit, und bei den Zechgelagen der Ritter kredenzten sie die Becher des Nierensteiners. — Es ist nach dieser gegebenen Ansicht, wie man bemerken wird, nicht leicht, die richtige Linie der Ritterfrauen zu zeichnen; wie es uns scheint, waren sie gerade das, was Frauen seyn

sollen: häuslich, repräsentirend in der Oeffentlichkeit, gehorsam aus Achtung, nicht frei in Sitten und Rede aus keuscher Scheu, fromm und sanften Ernstes, und — nicht so wild-lebenslustig, als die neuere weibliche Welt es wurde.

Als Nebenpersonen kommen in dem Ritter-Roman vor: Knappen, Vasallen, Rathmänner, Bürgersleute u. s. w. Um diese in kurzen Zügen historisch-richtig und doch in kräftigem, nicht tändelndem romantischen Geschmack zu zeichnen, darf man eigentlich nur auf Göthe's „Götz von Berlichingen" verweisen, wo über diese Nebenpersonen des Hauptthelden das Charakteristische des Zeitalters in kurzen, kräftigen Zügen, mit einer, den Meister bezeichnenden, scharfen Beobachtungsgabe sehr glücklich aufgefaßt ist. — Die Knappen sind gewöhnlich treu, mit großer Anhänglichkeit an ihren Herrn, streng gehorsam, wie das sonst bei der dienenden Klasse mehr war, als jetzt; die Vasallen sind, was die Lehenpflicht betrifft, unterwürfig, übrigens fühlen sie sich freie Menschen; die Pfaffen, von denen ist schon vorhin geredet, und wo man es vermeiden kann, muß man sie nicht zur Intrigue gebrauchen; die Rathsherren, Bürgersleute u. s. w. sind eigentlich als die Quintessenz des damaligen Deutschthums zu schildern, denn die Ritter verwilderten wohl in den Gefechten und bei den Ge-

lagen, sie nahmen andere Sitten und Gebräuche an bei ihren Zügen in das Ausland, die Edeldamen wurden wohl stolz und hoffährtig durch die Turnierbankette; bei dem Bürger aber war es anders. Handel gab es noch nicht viel; selten war der Bürger aus der Bannmeile seines Städtleins herausgekommen, und die Hausfrau noch weit weniger. Die Sitten und Gebräuche, die Urtheile und Meinungen, wie die Urgroßeltern sie gehabt hatten, blieben daher in langen Geschlechtsfolgen dieselben. Man braucht nur jetzt noch in alten Reichsstädten, und selbst in Städten des Hansebundes, auch so in Gebirgs- und manchen Städten der Schweiz die alten Familien der Patricier in ihrem häuslichen Kreise zu sehen, um auf uralte Sitten und Gebräuche zurückgewiesen zu werden. Einige charakteristische Züge damaliger Zeit des Ritterstandes waren bei dem Bürger: großer Grad von Frömmigkeit ohne Schwärmerei oder Truggestalt, — Einfachheit und Schlichtheit in der Rede, — Familiensinn und häuslicher Fleiß, — nicht elegant, aber still-kostbar in Hausrath und Kleidung, — wohlthätig und gastfrei, — strenge Zucht und fast Eintönigkeit in gesellschaftlichen Sitten und Gebräuchen, — untheilnehmend an den Fehden der Ritter, aber blindgehorsam dem Kaiser und Reich, — hohe Ehrerbietung vor dem Senat der Stadt; — und bei den Haus-

frauen besonders musterhafte Züchtigkeit, fast despotische Liebe gegen den Mann, der im Hause, wo sie das Regiment hat, ihre Lebendigkeit belächelt in seinem Bürgerphlegma, und Sonntags oder Festtags kommen dann, nach der Messe, die Gevatterinnen zusammen auf — nichts, als auf ein Gevatterngespräch; das war die Erholung der Bürgerfrauen damaliger Zeit von den häuslichen Geschäften der ganzen Woche. Ach! wie ganz anders ist es mit dem Bürgerleben der Hausfrauen neuerer Zeit! — durch Sinn für das Weltleben, durch Lust zu Spiel, Tanz, Lectüre, Versäumung der Wirthschaft, Galanterie, Neuigkeitskrämerei, Modesucht, Theatersucht u. s. w. sind sie zu bezeichnen; freilich aber giebt es, besonders in den Mediatstädten, noch sehr viele bürgerliche Familien, wo die Hausfrauen die alten guten Sitten immer noch beibehalten haben. Kenner der neuern Zeit, und vielleicht nicht genauer Kenner der alten Zeit, hält es daher dem Dichter des Romans schwer, in Hinsicht der Schilderung und Charakterisirung der Frauen der alten Zeit sich dem jetzigen Zeitalter zu entwinden, weil die Antithesen gar zu schroff gegen einander stoßen, nämlich: unschuldige Treue und — schuldige Liebe. Die unschuldige Treue gehört den vergangenen Ritterzeiten, die schuldige Liebe dem jetzigen Zeitalter an. Mehr über diesen Unterschied spre-

chen zu wollen, würde sich zu einer Schilderung nicht eignen; so viel aber ist wohl gewiß, daß die Ritterfrauen unschuldig, ganz unbewußt treu waren, ohne daß sie in ihrem Natursinn einen Werth darauf legten, und daß die verfeinerten Geschlechter die schuldige Liebe bringen, weil — nun, weil sie Schuldigkeit ist! —

Der satyrische Roman.

Mit der Satyre ist es eine schlimme Sache; es geht damit, wie es zuweilen, nach Schillers Meinung, bei den großen Herren geht: man liebt das Verbrechen und haßt den Verbrecher. Schon im Gesellschaftsleben ist der Satyriker verrufen; man fürchtet sich vor ihm, man geht ihm aus dem Wege, weil doch jeder Mensch das innere Bewußtseyn seiner Schwächen hat, wenn er auch noch so schlau diese Schwächen der Jahrmarktswelt verbergen will. Dennoch aber findet man den Hang zur Satyre fast allgemein bei den weltgelehrten Geschäftsmännern feinerer Bildung, und überhaupt bei allen Kasten, welche nicht in zu strengen Subordinationsverhältnissen stehen, oder wo die Ehrengesetze der Form nicht allzu ängstlich beobachtet werden müssen oder in das Gemeine fallen. Es würde daher z. B. eine Satyre auf den Roman

seyn, wenn man einen militärischen, satyrischen Roman schreiben wollte; die Formenwelt ist hier zu strenge, als daß sie nicht ausschweifend, den Ehrenstand entwürdigend, erscheinen sollte. Der Militärstand ist zur That, und nicht zur Satyre geeignet; folgt die That dem Anspruch nicht, dann muß nicht Satyre, sondern Verachtung folgen. Eben so würde es außer der Tendenz des satyrischen Romans seyn, Scenen aus dem niedern Menschenleben liefern zu wollen; die Lesewelt will erhoben und nicht zurückgesetzt seyn.

Nun giebt es freilich viele öffentliche Verhältnisse, welche mit dem Staatsverhältnisse in allgemeiner Hinsicht in schroffem Widerstreit sind, und derjenige, der Beruf dazu fühlt, wünscht so etwas, die Allgemeinheit Betheidigendes, in offnem Felde anzugreifen. Er wählt dazu den Gang der Satyre. Aber oft fehlt die Allgemeinheit der Ansprache, und die Individualität des Satyrikers findet keinen Beifall bei dem Publikum; man sieht die Persönlichkeit durch, und legt das Ganze als Pasquill zurück. Zu der allgemein ansprechenden Satyre gehört das Resultat des feinsten Witzes, der schärfsten Beobachtungsgabe, und dazu ein sehr leichter Styl. Die Satyre muß nur kurz hingeworfen seyn, der Leser muß sich freuen, sie zu finden, sie muß nicht in Deklamationen des

Schriftstellers, sondern in Zeichnungen und Zusammenstellung der Personen, in dem Widerstreit der Charaktere und der Situationen muß sie bestehen. Nebenbei kann der Dichter auch gelegentlich seine spitzen Bemerkungen, aber nur ganz kurz, selbst machen; denn sonst kommt der Leser aus dem Begriff der satyrischen Geschichte.

Viele Satyriker schreiben eigentlich nur für ihre Bannmeile. Wir wollen sie nicht nennen; sie haben den Begriff der Allgemeinheit nicht deutlich gefaßt, und das gemeine Menschenleben siegt über sie. Ueber die Bannmeile hinaus kennt man die Beziehung des Romans nicht, und da er nicht idealisirt, sondern mit Persönlichem zu sehr vermischt ist, so wird er auch der allgemeinen Lesewelt fremd. Dahin gehören besonders die satyrischen Schriften aus den großen Residenzstädten; vor dem Thore sind sie — Makulatur! Alle Leidenschaftlichkeit, aller Partheigeist muß von dem, welcher nun einmal zum satyrischen Schriftsteller sich berufen fühlt, entfernt seyn; er muß feiner Kenner der großen Welt seyn, wo man die Kraftbrühe geheimer Verworfenheit unbemerkt kennen lernt; er muß hier zu schweigen gewußt haben, und als Satyriker nachher eine Art von Selbstständigkeit zu behaupten wissen, so daß der Angriff der Prosaisten ihn nicht ägrirt, sondern ihm Vergnügen macht; seine

Laune muß immer schalkhaft, nie hämisch, noch weniger platt oder gemein seyn; örtlich muß, wie bemerkt, die Satyre nicht seyn, die Allgemeinheit muß lüstern machen; sie muß tändelnd necken, die Aufmerksamkeit rege machen, und belehren, ohne daß es scheint, als wenn es Belehrung seyn sollte. Hierin liegt die große, aber schwer durchzuführende Tendenz des satyrischen Romans. Die Sitten des Volkes müssen in einer belehrenden Lächerlichkeit durch Beispiele gezeichnet werden, und Niemand muß sich getroffen finden. Die Erwägung folgt nach, und auf die Art kann der Satyriker ein sehr guter Volkslehrer werden.

So bemerken wir in dieser Hinsicht, daß der Deutsche den satyrischen Roman des Engländers, z. B. einen Peregrine Pickle, den satyrischen Roman des Franzosen, z. B. die Sachen eines Boileau, Voltaire, Mercier u. s. w. immer noch mit Vergnügen lieset, — weil die Satyre ihm Ansprache hat, und er selbst sich darin nicht getroffen zu finden glaubt; allein, die allgemeine, wahre Satyre muß von Lappland bis zu den Feuerländern, vom ersten Minister bis zu dem erbärmlichsten Trödeljuden denselben Eindruck machen, und eben in dieser Allgemeinheit des Eindrucks liegt die wahre Tendenz und die Ansprache. Je feiner das Volk, desto leichter, lustiger, schalkhafter ist die

Satyre. Man kann sich selbst getroffen fühlen, und findet sich dennoch nicht beleidigt; nur muß dann Alles in verstecktem Styl, wie man es nennen mögte, gezeichnet werden. „Candide, ou l'Optimisme" von Voltaire, ist unserer Meinung nach ein Meisterstück feiner Satyre und Persifflage, so wie man überhaupt dem Philosophen von Ferney es ansieht, daß er in dem großen Weltleben das Leben selbst kennen zu lernen und zu würdigen, Gelegenheit gehabt hat.

Schon in alter Zeit waren die Satyren das, was allgemeine Ansprache unter gebildeten Ständen fand; ein sicherer Beweis dafür, daß der Mensch etwas hämisch ist. Lucian's „Göttergespräche" sind kleine satyrische Romane, und eben so ist, außer vielen andern, unter den Griechen Aristophanes ein sehr feiner und trefflicher Satyriker. Seine Lustspiele sind beinahe satyrische Romane zu nennen. — Unter den Römern dürfen wir nur an Horaz wieder erinnern, um einen der feinsten Satyriker in ihm zu finden. Er ist auch für den satyrischen Roman als Muster aufzustellen; denn mehrere seiner Satyren sind nicht Fragmente, sondern das Concept eines ganzen Romans. Dahin gehört unter andern die meisterhafte Satyre Lib. I. 9: „Ibam forte via sacra" etc. — Freilich verleitet der Hang zur Satyre auch leicht zur Obscönität, und Horaz ist ganz und gar

nicht frei davon; man lese nur die achte Satyre des ersten Buchs, und man wird sich davon überzeugt finden. Das Obscöne, das Schmutzige von der, wie wir sie nennen wollen, eleganten Satyre zu unterscheiden, ist in der That nicht leicht, und es gehört viele Behutsamkeit dazu, in diesen Fehler nicht zu verfallen, besonders weil der lustige Leser, der Lebemensch, in dem satyrischen Roman oft mehr sucht, als eigentlich darin liegt.

In der mittlern Zeit, in der des Obscurantismus, war die Satyre noch das letzte, verzweifelte Mittel der Schriftsteller. Wir reihen hieher besonders „Reinecke Voß", eine Satyre, welche die Menschenwürde gegen die Herrengewalt emporheben soll, und welche in moderner Sprache von Göthe sehr schön wiedergegeben worden; eben so die „Epistolae obscurorum virorum", welche dem bekannten Ulrich von Hutten zugeschrieben werden, und in dem sogenannten Küchen-Latein eine neckend-boshafte Satyre auf das Mönchswesen, und überhaupt auf den Clerus, und die Tendenz damaliger Zeit waren. Man wird gereizt, fort zu lesen, wenn man angefangen hatte; in solchem Uebermuth des Witzes ist, wenn man den Gesichtspunkt damaliger Zeit kennt, das Ganze gehalten, und dazu kommt das sogenannte Küchen-Latein, welches die lateinische Mönchssprache,

dem klassischen Latein weit entfremdet, lächerlich machen sollte. — Diese Art von Nieseworz ist für das Volk sehr wohlthätig, um es nicht zu verwöhnen, und um es selbstständig zu machen. Durch Beispiele und Fabel aus vergangener Zeit bildet sich der Mensch zu der Wahrheit, nicht durch die Gegenwart, an der er bei seiner Leidenschaftlichkeit viel zu sehr Parthei nimmt. — In neuerer Zeit war Rabener auch ein Satyriker im Felde des Romans. Er hat Beifall gefunden, und mit Recht; denn er hat das beobachtet, was zu der Allgemeinheit der Satyre gehört, nämlich Deutung ohne Beziehung. — Falk hat auch einige satyrische Brocken, welche zu dem Gebiet der Romane gehören, geliefert; allein, so wenig die sarkastische Anlage zu verkennen ist, so vermißt man doch die dem Satyriker nothwendige Weltkunde, weil er bloß für sein Zeitalter schreibt. — In neuester Zeit ist ein trefflicher Satyriker Julius von Voß. Er schildert die Sitten, die verschrobenen Sitten, in der Allgemeinheit, ohne jemals persönlich zu werden. Er sowohl als Langbein, der launige Mann, können als Muster dazu dienen, Andeutungen zu geben, welche der Leser als Warnungen, als bedeutende Warnungen sich weiter auszuspinnen hat.

Diese Warnung ist übrigens den Satyrikern noch zu geben: es wäre zu wünschen, daß Satyriker auch

in Deutschland, ad modum des Horaz, in leichtem Versbau ihren satyrischen Roman kurz hinwürfen, und ihn nicht zu sehr dehnten; denn sie befürchten, langweilig zu werden, wo das Publikum schnellen Wechsel verlangt. Alle Satyre muß aber aus der neuesten Zeitgeschichte aufgegriffen, und nichts, was nur etwa betheidigend für irgend einen Stand seyn könnte, darin enthalten seyn.

Die Entwickelung des satyrischen Romans muß die seyn, daß die edle Wahrheit, die unbesiegbare Beschützerin der Menschheit, über die Narrheit, mag sie bei Großen oder Kleinen hausen, den Sieg davon trägt. — Der satyrische Roman nähert sich dadurch der Fabel, indem er die Lehre für die lebenden Geschlechter enthält.

Schwänke.

Sie dürfen nicht allzu lang ausgesponnen, die Rundung kurz seyn, und müssen aus der Zeitgeschichte entnommen werden. Karrikaturgemälde dürfen sie seyn, nur nicht zu sehr übertrieben. Persifflage, lustige Laune, eine Art von schalkhafter Verwogenheit muß darin herrschen, und die Zusammenstellung des Drolligen mit dem Ernsten muß den Leser reizen. Vorherrschend muß bei dem Schwank dem Dichter die lustige Laune seyn, welche auch den Leser durch die dritte Hand begeistern und ihm die fröhliche Laune geben soll, deren man so oft in dem lastenden Menschenleben bedarf. In dem Schwank darf die Entwickelung, das Knäuel der Geschichte, nicht tief verborgen liegen; denn die Spannung, welche dem Leser dadurch würde, stört das, was der Schwank bewirken soll, leichte, lustige Unterhaltung. Er ist im Roman

ungefähr das, was das Lustspiel in der dramatischen Kunst ist; das Possierliche muß in der Zusammenstellung der Personen und deren Sonderbarkeiten, nicht in der Verwickelung gesucht werden. Eben so wie es schwer hält, ein Lustspiel, ein wirklich reines Lustspiel, durch fünf Akte durchzuführen, ohne den Hörer zu ermüden, und am Ende doch mit all' den Lustigkeiten ihn nicht abzuspannen, so daß das Zwerchfell nicht mehr erschüttert wird, und vielmehr ein Gähnen aus der Monotonie oder aus der Ueberspannung erfolgt; eben so ist es mit dem Schwank. Man ist bei dem Lustspiel jetzt bereits dahin gekommen, es ganz kurz, vorüberfliegend, wechselnd zu machen, und in Deutschland ist Meister in diesem kurzen Lustspiel, so viel man ihn auch betheidigen mag, A. v. Kotzebue. Eben so muß es mit dem Schwank seyn; er gefällt dem Leser nur, wenn er wie eine Ephemere rasch vorüberfliegt, wenn er gewissermaßen ein Impromptu ist, und sich nicht unglücklicherweise wohl durch einen ganzen Band hindurch windet.

Alles Raisonnement, wenn es auch dem Conversationston der handelnden Personen untergelegt wird, muß vermieden werden; es ist störend, hier, wo man eine lustige Unterhaltung sucht. Gelegentlich freilich ist es erlaubt, dergleichen belehrende Brocken hinzuwerfen; allein, dies muß in dem Gebiet einer nicht

scharfen, sondern nur tändelnden, schalkhaften Satyre geschehen, schnell vorüberfliegend, und nur ein einziger pikanter Zug belehrender Satyre aufgefaßt seyn. Die Handlung muß Schlag auf Schlag folgen, und ohne in das Abentheuerliche zu sehr fallen zu wollen, muß der Dichter das wirkliche Leben in schalkhafter, warnender Lächerlichkeit zeichnen. — In neuerer Zeit ist unter den Deutschen in dieser Hinsicht Langbein wohl als Meister zu zeichnen; er hat ganz den Begriff des ansprechenden Schwankes aufgefaßt und ihn extensiv wiedergegeben. Seine „Schwänke", seine „Feierabende" sind ein dauernder Beweis davon. — Frühere deutsche Bearbeiter dieses, gewiß schwierigen Feldes fielen oft in das Platte, in das Lüsterne, in das Kleinstädtsche; das Alles aber muß bei dem Schwank, den man eigentlich auch wohl mit so einem Studentenstückchen bezeichnen könnte, vermieden werden. — Aus früherer Zeit kann man unter andern auch die kleinen Erzählungen von Wieland: „Diana und Endymion", „Aurora und Cephales", „das Urtheil des Paris", ja, selbst seine „Abderiten" unter die Schwänke rechnen. Allein sie erfüllen das nicht, was der Schwank erfordert; die Abderiten sind zu lang, und jene versificirten Erzählungen liegen uns zu entfernt und sind zu schlüpfrig, um unter Schwänke edlen Styls, worin ein moralischer Sinn liegen muß,

gerechnet werden zu können. Es ist zu beklagen, daß Wieland, bei seinem leichten Versbau, bei seinem schnellen Ausarbeiten aufgefaßter Ideen, bei seinen antiquarischen Kenntnissen, in dem Lockern poetischer Zeichnung mitunter so sehr ausschweifte, daß z. B. die eben genannten Versuche von Schwänken höherer Art nicht in die Hände derer fallen dürfen, die mit einer Neubegier, sich selbst unbewußt, in die Welt hineingehen.

Uebrigens ist noch zu bemerken, daß Schwänke in leichtem Versbau sich besser ausnehmen, als in Prosa; sie bekommen dadurch einen ungleich gefälligern, mehr mit der Laune spielenden Anstrich. Nur muß der Vers nicht ängstlich gesucht seyn, und bei dergleichen Arten leicht scheinender Dichtung verzeiht man dem Schriftsteller auch kleine Verstoße gegen die ängstlichen Regeln der Metrik. So ist z. B. „die Spannketten", von Langbein, ein sehr gelungener Schwank in gebundener, aber nicht ängstlich gebundener Manier. Leicht fließt der Vers hin, wie die Laune, und man freuet sich, gelesen zu haben, ohne nach einer Stunde vielleicht zu wissen, daß man gelesen hat. Der Schwank muß eine Unterhaltung des Augenblicks seyn.

Manche Schriftsteller verwechseln den Schwank mit der Satyre, oder vielmehr, sie werden im Schwank

satyrisch; das ist falsch angelegt. Jede Ansicht des Strafenden, des Züchtigenden muß in dem Schwank vermieden werden. Jovialität muß überall vorherrschend seyn; die Lebenslust des Dichters, nicht das Lehramt desselben muß den Leser ermuthigen und belustigen sollen. — Die Romanze hat übrigens in ihrer Gestaltung viel Aehnliches von den Schwänken, einer frivolen Erfindung, welche den Zeiten der Troubadours eigentlich ihre Erfindung, ihre Namensstiftung danken sollte. — Unschuldige Naivetät muß immer vorherrschend seyn, und in grellem Widerspruch muß diese freie Lebenslust mit dem Pedantismus des schwerfälligen Lebens stehen. Der Contrast reizt, und der Leser muß bei dem Schwank jeden Andern erkennen, nur sich selbst nicht. Es ist damit, wie mit der Satyre, die auch nicht persönlich, nicht lokal seyn darf.

Der Schwank eignet sich besonders zu dem mündlichen Vortrag, und ist eine Fundgrube für unsere Deklamatoren; er belustigt, unterhält, und die Spannung ist nicht ermüdend. Daher gefällt er auch bei einem guten Vorleser besser, als wenn man selbst, vielleicht mit einer widrigen Laune sich zu dem Buche setzt, und daher kommt es denn auch, daß der Schwank Manchen belustigt, Manchen kalt läßt. Man muß die gute Laune zu ihm mitbringen, und diese

findet sich im Gesellschaftlichen weit eher ein, als wenn man vor sich allein ist, und mehr meditirt, als lieset. Der Schwank muß übrigens immer eine, jedoch nicht niedrig=komische, schnell überraschende Entwickelung, wenn auch vielleicht eine naive Täuschung am Schlusse haben. Naive Täuschung sagen wir um deßwillen, weil der Mensch bei seiner angestammten Wohlweisheit nicht so recht gern sich täuschen läßt; diese dichterische Täuschung muß daher in das Naive, in das Drollige fallen, dann ist er zufrieden.

Der Roman aus der jetzigen Welt.

Er ist der ansprechendste, weil er in das eigne Verhältniß des Lesers am besten und am leichtesten eingreift, weil er ihm ein Wegweiser ist da, wo er von einem Dritten die Belehrung selbst nicht gern annehmen mag; und was die Wegweiser betrifft, so erscheinen uns viele theoretische und öffentlich demonstrirende Moralisten wie die wirklichen Wegweiser, welche den richtigen Weg wohl zeigen, selbst aber ihn nicht gehen. — Man kann den Roman aus der jetzigen Zeit füglich in zwei Theile scheiden, nämlich in den Roman aus der vornehmen Welt, und in den aus der bürgerlichen Welt.

Der Roman aus der vornehmen Welt ist gesuchter bei der Lesewelt, besonders bei dem weiblichen Geschlecht, und zwar, wie schon bemerkt, da der Mensch immer nach Höherm strebt. Die Schreibart dieser

Art von Romanen ist nicht leicht. Der Leser will dadurch lernen, wie er sich in der vornehmen Welt zu benehmen habe, und der Dichter muß die vornehme Welt also schon selbst kennen gelernt und genau beobachtet haben, um die charakteristischen Züge, die feine Manier und die listige Intrigue der vornehmen Welt gehörig herauszuheben zu wissen. Dazu kommt denn auch noch die feine Conversationssprache, welche meist nur in Andeutungen, am Ende wohl gar in Wortspielen besteht. Dem Franzosen ist es leichter, einen solchen Roman aus der vornehmen Welt zu schreiben, weil seine Sprache ärmer, und darum reicher an Galanterie und Wortspielen ist, woher denn auch die französische Sprache lange die Hofsprache fast durch ganz Europa geblieben ist, bis man jetzt, in den neuern Zeiten, aus patriotischem Geschmack andere Sprachen vorgezogen hat. Die deutsche Sprache, welche auch an fremden Höfen jetzt als Hofsprache eingeführt ist, paßt sich eigentlich dazu ganz und gar nicht; denn sie ist zu reich, dem Fremden zu schwer zu erlernen, und eben ihres Reichthums wegen zu wenig doppelsinnig; daher hält es schwer, in der deutschen Sprache eine Unterhaltung in der vornehmen Welt geschmackvoll im Roman zu führen. So unerträglich uns ein französisches Heldengedicht im Hexameter ist, weil die Sylben verschluckt und

verwendet werden müssen, eben so spricht der deutsche Hexameter an, weil Klang, Fall, Rhythmus unwillkührlich die Melodie des Versbaues geben. Die deutsche Sprache ist ernst, wie der Charakter der Nation, und mit feiner Gewandtheit in dem Roman der vornehmen Welt reden zu wollen, darüber glauben wir, dem Romanendichter diese leichten Bemerkungen angeben zu dürfen:

1) Die Rede muß kurz und gedrängt seyn. Früherhin hatte man in Romanen lange, schleppende Tiraden, die philosophischen Abhandlungen glichen; man ist darüber hinweg, und begehrt jetzt das Kurze, das Deutende in der Unterhaltungssprache. Dies ist auch weit anpassender; denn der Roman gehört eben so wenig zu den Deklamatorien, als das Lustspiel und das Schauspiel. Mit letzterm mögte er, nach unserer Ansicht, wohl in einer Linie marschiren sollen. Ernst und Scherz muß wechseln, und zuletzt sich schön, gemüthlich mit einander verbinden.

2) Der Roman muß nach dem Charakter der Nation gebildet werden. Die vornehme Welt in Deutschland weiß eigentlich selbst nicht, wie sie ihre Stellung habe, und das „Krähwinkel" ist leider! — die großen Residenzen abgerechnet — immer noch das herrschende; in kleinen Residenzen geht nun aber das „Krähwinkel" noch über die Marschallstafel hinaus.

Aus diesen Schattirungen der sogenannten vornehmen Welt Charaktere zu zeichnen, ist schwerer, als Situationen zu geben, wenn man nämlich bei der Natur der Sache bleiben will; denn geregelte Charaktere findet man selten, sondern nur Libertinage, Unverschämtheit, und zuletzt Frechheit. Diese widrige Wahrheit muß aber der Romanendichter, der veredelte Naturen darstellt, so viel als möglich zu vermeiden, zu umgehen suchen.

3) Eine feine Gewandtheit im Styl muß der Dichter schon vorher im Weltleben kennen gelernt haben, wenn er nicht dem Acheron der Musen verfallen will. Andeutungen, nicht Zeichnungen und Schilderungen müssen in dem Roman der vornehmen Welt vorherrschen. Ueberhaupt aber taugt im Roman die zu genaue Auszeichnung nicht. Warum gefallen die Gemälde eines Rubens? Weil sie nur Skizzen sind, und der Phantasie noch viel zum Ueberdenken übrig lassen. Eben so der Roman der vornehmen Welt. Ach, was läßt diese nicht zu denken übrig! Das Feld ist sehr reichhaltig; die Pflanzschule der Romane, und wer in dieser Welt sich ergangen und ermüdet hat, wird auch die Gebrechlichkeiten und Lächerlichkeiten bald heraus zu heben wissen, und zwar auf eine Art, hinter welcher der Schelm lauscht. Bei Romanen aus der vornehmen Welt bloß das Formenwesen mit

flachen Intriguen zeichnen zu wollen, das spricht nicht an; die Handlung muß schnell, fein, manierirt seyn, und Persifflage — um gleich einen Mode-Ausdruck der vornehmen Welt zu geben — ist nicht übel angebracht.

4) Man spricht in der vornehmen Welt ganz anders, als in dem gewöhnlichen Bürgerleben. Man wirft da entweder mit dem „meine Gnädigste“ u. s. w. um sich, weil Worte doch kein Geld kosten, oder auf der andern Seite spricht man wieder indignirend, verachtend gegen das Bürgerleben, welches man oft beneiden muß, weil man nicht in dem Wohlleben sich befindet, als der schlichte Bürgersmann, der die vornehme Welt als eine Turnkunst betrachtet, und als der Landeigenthümer, der eigentlich keinen Feind weiter kennt, als die Raupen, die Mäuse, die Hamster, und von oben herab etwa zu viele Dürre oder zu vielen Regen. — Unverholen müssen wir es gestehen: will ein Romanendichter Material zu seinen — wie man sagen darf — Gesellschaftsgemälden aufsuchen, so werfe er sich durchaus nicht in die hohe Welt; er selbst wird spöttisch beachtet und verliert die Lust am Roman. Die Erfahrung, welche er denn nebenbei macht, daß diese vornehme Welt nicht ganz besonders einladend sey, wird dadurch gestört und das Dichtergenie gehemmt. Die schönen idealisirten Traumge-

stalten, welche er sich bildete, verlieren durch die flache Alltäglichkeit, welche er auch hier in diesem hohen Menschengetriebe finden wird, und welche um so widrigern Eindruck auf ihn machen, da der Contrast zwischen dem, was man erwartete, um zu idealisiren, und zwischen dem, was man fand, um darzustellen, zu störend ist.

5) Das Hofleben in seinen feinsten Intriguen muß man kennen gelernt haben, um mit Grund einen anschaulichen Roman aus der vornehmen Welt zeichnen zu können. Intrigue ist doch eine wesentliche Tendenz des Romans, und die Leutchen am Hofe, diese, mehrentheils geschäftige Müßiggänger, beschäftigen sich doch mit nichts, als mit Intrigue, Kabale und mit alle dem, was zu dem Roman aus der wirklichen Welt gehört. In jeder Hofhaltung Deutschlands werden gewiß jährlich einige Dutzend Romane gespielt, die des Aufzeichnens werth wären, und man kann die Regel annehmen: je kleiner der Hof, desto toller und verwickelter die Intriguen. Deutschland ist aber reich an kleinen Fürstenhöfen, und Sitten und Gebräuche sind fast an allen noch dieselben, wie sie aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. nach Deutschland herüber gebracht wurden. Ein Romanendichter, welcher dergleichen auffangen will, muß daher sich Eingang und Ortskenntniß zu verschaffen wissen, um mit

Erfolg zu zeichnen. Eben so wie der Maler, der aus Phantasie ein Heldengemälde hinwirft, gerügt wird, eben so der Romanendichter, der von hohen Personen spricht, ohne das Rituale derselben persönlich kennen gelernt zu haben. — Manche Romanendichter entnehmen in dieser Hinsicht das Formenwesen des Styls von bewährten Vorgängern des Romans; allein, darin sind sie ganz irrig. Die Form des Gesellschaftstons, selbst die Form der Intrigue wechselt eben so schnell, als alles was Formenwesen heißt, und leider! ist auch der Roman unter das Formenwesen gestellt, d. h. er hält selten länger als ein Jahr aus; ist es länger, so ist er ein didaktisches Gedicht. — Der Roman der wirklichen, besonders der vornehmen, so oft wechselnden, bald russischen, bald deutschen, bald französischen, bald italienischen, bald englischen Welt, muß leichtfertig entspringen und verblühen. Ueber das Verblühen muß sich der Dichter nicht grämen; denn der Tauschhandel ist bei einem Wechsel-Volk nicht auszulassen, und ein solcher Tauschhandel giebt eine, freilich oft schwer erkannte Ansicht des wahren Lebens.

6) Mancher der Romanendichter wird sagen: „Aber wie ist es möglich, daß ich das vornehme Leben in natura kennen lernen soll, da ich keine Einführung am Hofe habe"; allein, wer dazu die Gelegenheit nicht hat, der besuche nur häufig das Theater, wenn Stücke

aus der vornehmen Welt gegeben werden. Ist auch der Schauspieldichter selbst am Hofe nicht einheimisch gewesen, so hatte er, weil man bei ihm den Umgang mit Leuten von Stande voraussetzen muß, doch wohl Beobachtungsgeist genug, weil er ohne diesen kein Schauspieldichter seyn würde, daß er der Praxis des Hoflebens nicht weiter bedarf, um den Hof zu zeichnen. Der Schauspieler selbst aber, der gebildete Schauspieler wenigstens, ist dem πολύμητις Ὀδυσσεύς (dem vielgewanderten Odysseus, wie Voß ihn nennt) zu vergleichen, der häufig das im Leben besser giebt, als der Theaterdichter es zeichnete. Das junge, talentvolle Genie kann daraus viel entnehmen, die große Welt in der Idealisirung kennen zu lernen. Sie in der Nacktheit, auf der Rückseite kennen zu lernen, — das freilich macht die Feder stumpf, und die Schilderungen davon sind nicht einladend; sie fallen gewöhnlich in Plattheit aus. Jeder Dichter, auch der Romanendichter, muß entfernt von der Welt stehen — freilich eine schwere Aufgabe — und doch die Schattirungen kennen. Daher findet man denn auch in den Residenzstädten die Romanendichter von reichhaltigem Romanenstoff mit Wechsel und origineller Zeichnung. Aus der Studirstube allein Romane aus der vornehmen Welt zeichnen zu wollen, da wird man bald einseitig, einförmig, langweilig; der Wechsel des

Verkehrs muß fehlen, und die Erwartung des Lesers kann nicht gespannt werden.

Der Roman aus dem gewöhnlichen, wirklichen Leben muß sehr natürlich geringere Ansprache finden, weil die Charaktere, aus der Lebewelt gezeichnet, dem Leser schon bekannt sind. Er sucht in einem solchen Roman, ohne etwas zu finden, was ihm noch fremd sey, und es hält für den Romanendichter schwer, dem flachen Leben einen abentheuerlichen Anstrich zu geben. In der Episode, in der einzelnen Charakter-Aufstellung nimmt es sich als Contrast gut aus; aber es zu der Tendenz des ganzen Romans machen zu wollen, das kann bei dem Leser nicht leicht Ansprache finden, weil er belehrt und erhoben seyn will; über seine Sphäre hinaus will er sich gesetzt sehen. Nur dadurch kann man dem Roman aus dem gewöhnlichen, wirklichen Leben einen Aufschwung geben, daß man 1) eben hier wieder im entgegengesetzten Fall das vornehme Leben in der Episode als Wechselspiel hineinwebt; 2) daß man die Intrigue selbst einfach, natürlich, naiv seyn läßt; 3) daß die Sprache, der Styl leicht, gefällig, und die Unterredungen fast an das drollig-Natürliche gränzen, wobei aber wieder vor das platt-Gemeine, oder das flach-Alltägliche zu warnen ist. — Um einen Vergleich zu machen, so muß der hohe, der pathetische Roman, der Roman

aus der vornehmsten Welt hinströmen, wie das donnernde Gebrause der Donau, die nur selten Buchten hat, wo das Wasser stiller fließt; der Roman aus der wirklichen, gewöhnlichen Welt hingegen muß uns nicht, wie die Donau-Ufer, zum Erstaunen, sondern wie die etwas breiten Ufer und das langsame Fließen der Spree, zu stillem, ruhigen Betrachten führen; er muß uns den Genuß des Augenblicks, die reine Kenntniß des Lebens, wie es nun einmal ist, geben, und nicht, wie der hohe Roman, zu wilden Wünschen, verwegenen Hoffnungen, kühnen Phantasien fortreißen. Als Muster dieser Art des still bewegenden innern Lebens, ist unter andern der Roman: „Herr Lorenz Stark", von Engel, aufzustellen, und eben so viele Familiengemälde von Lafontaine. Man bemerkt, daß solche Romane bei einer Ungekünsteltheit — welche schwerer festzuhalten ist, als der pathetische Vortrag — sehr dem Schäfer-Roman, der Idylle sich wenigstens anneigen müssen, wenn sie Beifall und Eingang finden sollen. Ist nun die Fabel einfach, aber gut gewählt, die Sprache weich und sanft, die Charaktere zart, und zwar natürlich zart, nicht empfindelnd, so gefallen solche Romane nicht der allgemeinen, sondern der vornehmen Lesewelt, und zwar um deßwillen, weil sie durch diese Romane ihrem Gesichtskreise entrückt wird. So eben lesen die Hohen

nicht gern Romane aus der vornehmen Welt, weil sie zu leicht auf falsche Sätze oder Zusammenstellungen stoßen, welche sie, die feinen Kenner, dem gewünschten Felde der Täuschung, des Traumes, entzogen, und sie davon überzeugen, daß man sie mit Fabeln und Hirngespinnsten unterhält.

Romane aus der ganz niedrigen Bürgerwelt (sofern es kein Schäfer-Roman seyn soll) muß man fast in das niedrig-Komische und gewiß in das Satyrische halten, wenn sie Beifall finden sollen. Der Mensch nämlich strebt zwar gern nach höhern Dingen, höhern Ansichten, und ist in dieser Hinsicht der Gemse gleich zu achten, welche keinen Felsen hoch genug finden kann; aber auf der andern Seite kitzelt es auch wieder seinen Stolz, von oben herab auf das armselige Gewimmel tief unter ihm herab zu schauen, und je bunter, je drolliger die Bewegung dort unten, je belachenswerther die Zusammenstellung, desto mehr vergnügt er sich. Bei einem solchen Roman muß feine, leichte Satyre als Nieswurz mit durchstreifen, und diese Satyre muß so allgemein seyn, daß man in jedem Orte glaubt die Personen zu kennen, welche gemeint gewesen. Als Beispiel von der Art Romane aus neuerer Zeit, welche wir hier meinen, führen wir an: „Daniel Fuchs, der große Staatsmann. 1815," ein Werklein, von dem es zu bedauern ist,

daß Verfasser und Verleger sich nicht genannt haben, weil es alsdann die Allgemeinheit bekommen haben würde, die es unbedingt verdient. Es ist hier wahre, allgemeine Charakterzeichnung mit beißender, nicht beleidigender Satyre, mit Kenntniß des Ganges der Zeit und mit schalkhaftem Scherz verbunden; das aber verlangt das Publikum, und darf es bei Romanen der Art verlangen. Die Welt ist vornehmer geworden. Wir hatten früherhin mehrere Romane der Art, welche das niedrig-Komische darzustellen suchten; denn nur von niedrig-komischen Romanen kann hier die Rede seyn, und nicht von niedrig-tragischen. Letzteres wäre ein Widerspruch in sich selbst und gehörte zu den Karrikaturgemälden, welche leider zuweilen auf die Bühne gebracht werden. Unter jene Romane gehören, wenn man auf die Hauptzüge Rücksicht nimmt, unter andern: „Sebaldus Nothanker" und eben so die mehrsten von „den Papieren des braunen Mannes", ohnerachtet letztere doch in der vornehmen Welt zu spielen scheinen; bei einer andern Gelegenheit soll dieses Urtheil gerechtfertigt werden. — Dieses niedrig-Komische der geringern Welt aufzufassen, dazu gehört in der That, daß man die Gelegenheit suche, (so paradox es auch Manchem scheinen mag) incognito in Gasthöfen geringerer Art sich aufzuhalten. Man hört dort den Bauernwitz in kräftigen Redensarten,

der oft ungleich treffender und überraschender ist, als der aus der vornehmen Welt — wenigstens für den Leser. Es thäte bei solchen Gelegenheiten oft Noth, daß man unbemerkt die witzigen Bemerkungen der Menschen unter einander schnell aufzeichnete, um sie nicht wieder zu vergessen; denn so folgen sie gewöhnlich Schlag auf Schlag. Und warum sollte denn auch der geringere Mensch nicht mit demselben Talent zum Scherz ausgestattet seyn, als der Vornehme? Bei letzterm wird der Witz, dieses Salz des Lebens, oft Persifflage, und das Hämische, welches darin liegt, stößt zurück. Bei dem Naturwitz der geringern Klasse gefällt uns das Naive, das Spöttelnde, ohne daß der Spötter selbst es eigentlich weiß, warum er in unschuldigem, unbefangenen Sinn eben das sagte, und eben in der Natürlichkeit und Unbewußtheit gefällt ein solcher Witz. — Daher nehmen sich denn auch leichte Wortspiele am besten bei Juden und bei dem einfachen Landmann aus, weil beide mit dem Reichthum und der Gewandtheit der deutschen Sprache nicht vertraut sind, ihre Ausdrücke also in das Zweideutige fallen, welches den Roman dieser Art erhebt, und zu lustigen Wortspielen Anlaß giebt. — Warum sollte denn der Bauer nicht eben so viel Witz haben, als der Mann der vornehmen Welt? Beide sind sie aus demselben Thon geformt, und der

Witz des vornehmen Mannes ist zwar feiner, abgerundeter, abgeschliffener, aber daher denn auch oft etwas matter. Der geringere Mann denkt mehr, als er spricht; nun denkt er zwar nicht in weiten idealen Räumen, wohl aber in seinen nächsten, flachen Umgebungen, und da jeder Mensch eine Anlage zur Satyre hat, so gestaltet sich oft bei ihm dadurch eine Art von Witz, welcher, in das Naive fallend, und ungesucht der Natur entnommen, ansprechend seyn muß. Es ist dem Romanendichter in der That nicht leicht, diese Art von Witz getreulich wieder zu geben. Genaue Kenntniß des Bürger- und Bauernlebens in der Allgemeinheit gehört dazu, und zwar in weiter Umsicht, nicht in der Lokalität; denn bei den letzten Ständen findet man fast in allen Bannmeilen andere Sitten und Gebräuche, und der Leser scheidet von dem ihm unverständlichen Buche, wenn der Schriftsteller zu lokal wurde. Daher darf man auch bei Romanen der Art nicht etwa die Menschen der niedern Stände in dem Niedersächsisch oder sogenannten Plattdeutsch reden lassen wollen; das ist unverständlich und den Leser störend. Im Ton nimmt es sich anders und besser aus, daher es denn auch auf dem Theater oft nicht übel angebracht ist, wenigstens in dem bürgerlichen Lustspiel, wovon diese Art des Romans Seitenstück ist.

Auf engbrüstige Kleinigkeiten darf der Schriftsteller bei dieser Art des Romans sich durchaus nicht einlassen, und da von zärtlicher, schwärmerischer Liebe und Intrigue bei dieser Art von Stellung der Personen eigentlich gar nicht die Rede seyn kann, so müssen die Seitenfiguren charakteristisch werden, wie der große Romanenmaler Hogarth sie andeutete. — Wer nicht die Erfindungsgabe hat, (und Genie ist nach Kant Originalität in der Erfindung), oder vielmehr, da Kant die übrigen drei Worte hätte sparen können, dem Worte „Erfindung" gleichbedeutend, — dem ist wohl zu rathen, von dieser Art der Romane zurück zu bleiben; ihnen Haltung zu geben, ist sehr schwer, und die deutschen Romanendichter dürfen in dieser Hinsicht durch die beliebten brittischen Schriftsteller der Art sich nicht zur Nachfolge verleiten lassen wollen; denn die Gesichtspunkte der Nationen sind verschieden, und was dem John Bull gefällt, das ist dem deutschen Leser vielleicht nicht so ansprechend.

Bei dieser Gelegenheit können wir wieder die Uebersetzungen der Romane dieser Art, wovon wir reden, aus dem Englischen, nicht unberührt lassen. Ueberhaupt darf man wohl der Meinung seyn, daß der Uebersetzer vielleicht ein guter Lehrer, aber kein selbst sich fühlender Kopf, kein schaffendes Genie seyn kann; denn wäre er letzteres, wäre er erzeugend, so

würde er mit dem Uebersetzen sich nicht abgeben. Es ist recht gut, durch das Uebersetzen der Romane uns mit der Nationalität, mit der Charakteristik anderer Nationen bekannt zu machen; allein die Uebersetzung eines Romans dieser Art, wovon wir reden, ist sehr schwer, weil ein solcher Roman in seiner Nationalität zu viel Eigenthümliches, zu viel Charakteristisches hat. Es hält schwer, sich an die Uebersetzung solcher Romane wagen zu wollen, um das Zeugniß der Gediegenheit und des Gelungenen zu gewinnen; denn es giebt so viele Individualitäten und Originalitäten im Ausdruck, daß man längere Zeit im Lande selbst gewesen seyn, und die familiäre Sprache mit ihren Sitten kennen gelernt haben muß, um in dieser fremden Sprache übersetzen, und die Wahrheit der Zeichnung wiedergeben zu wollen. Bei romanhaften Gemälden der vornehmen Welt ist es ganz anders; sie sind abgefaßt in der vornehmen, in der Schrift-steller-, in der Gelehrten-Sprache. Da gelingt freilich eine Uebersetzung viel leichter auch dem, der das Land selbst mit seinen Eigenheiten nicht kennen gelernt, sondern nur aus der Grammatik die Wendungen der Sprache weiß. Allein die Idiotismen und Eigenthümlichkeiten des Volksausdrucks stehen unter dem Horizont der Grammatik, und daher hält es sehr schwer, sie glücklich zu übertragen.

Um von dem Roman hier einmal wieder abzuschweifen, so war Shakespeare ein meisterhafter Kenner dieser Kraftsprache des Volkes; sein „Falstaff" u. s. w. sind Beweises genug davon, und im Deutschen fand er den trefflichsten Uebersetzer (wo man das Original nicht vermißt) an A. W. Schlegel. — Wie schwer die Uebersetzung in dem, vielleicht etwas trivialen Styl der Nationalität geringerer Klasse sey, beweiset schon, daß sich z. B. noch Niemand an eine gelungene Uebersetzung des Decamerone di Boccaccio, des Gil-Blas di Santilana, und anderer solcher Romane, die mehrentheils in den niedern Klassen spielen, mit Erfolg hat wagen mögen. Die Uebersetzungen aus dem Englischen der Art sind noch weit mißlicher. Hätten wir noch einen Lichtenberg, der diese sonderbaren Inseln in der Eigenthümlichkeit kennen gelernt hätte, so würden wir auch vielleicht gelungene Uebersetzungen brittischer National-Romane aus der neuern Zeit, wo John Bull seine Rolle spielt, besitzen. — Von französischen Romanen der Art kann die Rede nicht seyn, so leicht auch die Uebersetzung ist; denn entweder spielen sie in höhern Klassen, oder sie tändeln zu dem Schäfer-Roman hin, der das Band der reinen Poesie mit dem Roman aus dem wirklichen Leben ist. —

Grundlehren für den Schriftsteller, den Roma-

nendichter aus der lebenden Welt sind: — aus dem wirklichen Leben muß man sammeln, es zu idealisiren, in der reinen, gottgeschaffenen Klarheit es darzustellen; — in das Laster selbst muß eine gewisse Kraft gelegt werden, welche den Leser bedauern läßt, daß dieses Laster nicht zur Tugend geworden; — die Liebe muß eine Hauptrolle im Roman der Zeit spielen; allein sie muß nicht zu erschlaffender Intrigue, sondern zu erhebendem Edelsinn von beiden Seiten sich gestalten; — alle schlüpfrige Scenen müssen durchaus wegbleiben, wenn auch der Romanist geradezu nicht Sittenprediger seyn soll; sein Feld ist so reich an Belehrung, daß, wenn er es gehörig benutzt, in der That dem Kanzelredner wenig übrig bleibt; — alles Kleinstädtsche, oder wohl gar Persönliche, muß vermieden werden; es spricht nicht an, und macht vielmehr den Schriftsteller in seiner Bannmeile gehässig; — er muß hunderterlei Launen haben können; er muß rühren, tändeln, scherzen, lachen, spötteln, spitzfindig seyn, zugeben, deräsonniren u. s. w., ohne aber, was ein Haupterforderniß ist, sich selbst sprechen zu lassen. Andern, gestalteten Personen seine eigne Meinung in den Mund zu legen, ist ein Genuß für die Wahrheit des Lebens; doch führe diese Lust und Lebendigkeit des Lebens nicht zu weit. Wie der Soldat bei seiner Kriegeslust in die Linie geordnet

ist, so muß auch der Romanendichter in der Regel bleiben, und wenn er dichtet, aus sich selbst herausgehen, und seinen Umgebungen, die ihn am Boden halten, in diesen Stunden der Weihe fremd werden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Carl, 1779-1819

Versuch einer Theorie des Romans

Bd.: 1. (1819).

Quedlinburg u.a. 1819

L.eleg.g. 281 f-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10574376-1